DER QUERSCHNITT

V. Jahrgang Hett 10

INHALTS-VERZEICHNIS

Hans Walter ..... *Zur Kölner Jahrtausendausstellung*
Carl Zuckmayer. *Die Geschichte vom Tierwärter Lober*
Anton Kuh. *Wie Adalbert Sternberg aus Wien abreiste*
Adalbert Graf Sternberg ..... *Die erste Schlacht*
Ehlert W. Grashoff ..... *Andersen*
Rudolf Grossmann ..... *Bei Poiret*
Maryse Choisy ..... *Balzac: Eine Revision seiner Bedeutung*
Stephan Schewireff ..... *Unbekanntes über Balzac*
Heinrich Zimmer ..... *Das Lächeln des Buddha*
Carl Hau ..... *Minna von Barnhelm im Zuchthaus*

Sammel-Querschnitt / Marginalien

Mit vielen Abbildungen
im Text und auf Tafeln

*

Das Bild auf dem Umschlag zeichnete E. R. Weiss

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion: H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Scheffler, Biesenthal i. d. Mark
In Österreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851

Sprengel

Schokolade

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851

Sprengel

Kakao

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851

Sprengel

Pralinen

B, SPRENGEL & Co, HANNOVER ★ GEGR, 1851

Laboureur — Radierung

ZUR KÖLNER JAHRTAUSENDAUSSTELLUNG

Von

HANS WALTER

Die städtischen Messegebäude boten in diesem Sommer ein wesentlich anderes Bild als sonst, wo sie, nur wirtschaftlichen Zwecken dienstbar, alljährlich Überblick geben über die neuesten wirtschaftlichen Errungenschaften. Sie hatten in den letzten Monaten der großen rheinischen Jahrtausendausstellung gastliche Aufnahme gewährt, einer Ausstellung, wie sie an Umfang Deutschland wohl noch nie gesehen hat. Groß und anspruchsvoll war das Programm. Dem aufmerksamen Besucher entgingen jedoch nicht die Mängel, die dem Unternehmen im einzelnen sichtlich anhafteten. Als Ganzes genommen aber hinterließ sie einen großen Eindruck; auch der kritische Besucher wird das nicht bestreiten können.

Wir wollen hier nicht über die Unsumme von Räumen reden, die eigens zur historisch-statistischen Bildung des Publikums hergerichtet zu sein schienen, auch nicht über die große wirtschaftlich-industrielle Abteilung, die den ganzen zweiten Stock füllte und doch nur eine Reklame der rheinischen Finanz und Industrie war — was uns beschäftigt, sind die Räume, in denen Werke der bildenden Kunst im Rheinlande ausgestellt waren. — Es handelte sich hier darum, durch Auswahl guter und charakteristischer Werke ein möglichst rundes Bild der rheinischen Kunst und ihrer Entwicklung zu geben.

Dieses Ziel erreichte am besten die Abteilung der Buchmalerei. Für fünf Jahrhunderte (von 800—1300) ist sie nicht nur die einzige Kunst, die in klarer, ununterbrochener Folge das künstlerische Wollen und Entwickeln dieser Periode zeigt, sondern sie läßt zeitweise Schöpfungen entstehen, die zu den höchsten künstlerischen Dingen überhaupt gehören. Mit ihren vorzüglichsten Repräsentanten in einer Auswahl von annähernd dreihundert Bänden, schön und zusammenhängend in Vitrinen ausgebreitet, kann diese Miniaturenausstellung als die wohlgelungenste und am besten durchgearbeitete Abteilung angesehen werden.

An zweiter Stelle standen die Goldschmiedearbeiten. Geschickt im Mittelpunkt der Ausstellung aufgestellt, rings um eines ihrer Hauptwerke gruppiert, wirkten sie schon rein in ihrer Existenz und prächtigen Materie so bedeutend, daß die etwas zusammenhanglose Auswahl der Werke nicht stören konnte. Goldene Reliquienschreine und Tragaltäre, Kopfreliquiare und Vortragskreuze, zum Teil von allerhöchster künstlerischer Qualität, gaben eine Vorstellung von dem machtvollen Gepränge mittelalterlichen Kultes.

Es schloß sich an ein Raum, der für die Großplastik bestimmt war. Trotz vieler hervorragender monumentaler Denkmäler, mühselig aus den verschiedensten Kirchen des Rheinlandes entführt, litt der ganze Saal doch an einem zu bunten Durcheinander von Qualität und Mittelmaß. Nur mit Mühe konnte die unbedingt vorhandene Entwicklung zwischen dem 13. Jahrhundert (etwa der Mainzer Madonna in der Fuststraße) und dem 15. Jahrhundert gefunden werden, da die dazu erforderlichen Werke gar nicht vorhanden oder schlecht sichtbar aufgestellt waren. Auch hatte man den Eindruck, als ob es seit 1350 fast nur noch am Niederrhein Plastik gäbe; vom Mittel- und Oberrhein — in der Folgezeit die unbedingt wertvolleren künstlerischen Gebiete — war leider fast gar nichts zu sehen. — Wie einfach und schön wäre es gewesen, durch vernünftige Auswahl und Zusammenstellung die Entwicklungslinie von den Domchorfiguren über die herrlichen Altäre von Marienstadt und Oberwesel zu den Gabelkruzifixen und den Pietàs, dann weiter zu den sogenannten „Schönen Madonnen“ zu geben. Wie glücklich und auch künstlerisch notwendig wäre ein Hinweis auf Straßburg gewesen, dessen Zugehörigkeit zum Rhein man hier und heute schon vergessen zu haben scheint; dabei wäre diese Forderung ohne große Anstrengung erfüllbar gewesen, da sie das Kaiser-Friedrich-Museum im vorigen Winter in seiner Ausstellung „Oberrheinischer Kunst“ glänzend und ohne allen Aufwand verwirklicht hatte.

Glücklicher ausgebaut war dann doch die Abteilung der Tafelmalerei. Allein, daß man die unbedingt erforderlichen Nachbargebiete großzügig mitheranzog, wie Westfalen und den Norden, ließ eine tiefer durchdachte Auswahl der Werke erkennen. Jeder entscheidende Wendepunkt in der Tafelmalerei war durch ein charakteristisches Stück vertreten. Links ein Raum mit den Kölnern, rechts einer mit den Nachbargebieten (Dortmund, Erfurt, Hamburg), in der Mitte, auch äußerlich alles überstrahlend

durch wirklich imposante Aufstellung, das Dreikönigsbild Lochners, umgeben von einem Jugend- und einem Alterswerk des Meisters. — Die hinteren Räume zeigten dann, wie seit Lochners Tod die niederrheinische Malerei gleich der in Unmasse vertretenen niederrheinischen Plastik sich selber zugrunde richtet durch ihr mechanisches und völlig kritikloses Aufnehmen niederländischer und italienischer Bildmotive. Wohltätig strahlt aus dieser Epigonenkunst als einziger Künstler echten Geblüts der Bartholomäusmeister hervor, in seiner bizarren Überempfindsamkeit, in seiner barocken Laune und in seiner fast allzu raffinierten Anmut. Immer mehr wird es der Süden Deutschlands, wie auch der obere

Max Beckmann Lithographie

Mit Erlaubnis von Zinglers Kabinett

und mittlere Rhein (gut durch den „Hausbuchmeister" vertreten), der die künstlerische Führung im späten 15. und 16. Jahrhundert an sich reißt.

Wie es dann allerdings am Rheine im Zeitalter des Barock aussieht, darüber läßt uns die Ausstellung im Dunkeln. Es scheint fast, als ob man dieser Epoche, die hier dicht bei Köln nichts Geringeres als das Brühler Schloß hervorgebracht hat, nur einige schwache kunstgewerbliche Arbeiten zugetraut hätte.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die „Kölner Kunst". Bis vor kurzem noch war von ihr die romantische, etwas sentimentale Vorstellung von jenem sagenhaft umwobenen und in „mystischer Glorie" strahlenden „Meister Wilhelm" nicht zu trennen. Seitdem ist viel von ihrem Nimbus geschwunden — Mittel- und Oberrhein haben Originelleres

hervorgebracht. Wir wissen, daß man um 1400 überall, sei es in Westfalen, in Burgund oder in Böhmen, ähnlich malte und malen konnte, wie in Köln der „Meister mit der Wickenblüte", eben jener von den Romantikern gepriesene „Meister Wilhelm". Aber trotz allem behält Köln auch heute noch seine künstlerische Bedeutung für uns: Durch seinen Reichtum verbreitete es weithin ungeheuren Glanz und zog naturgemäß von allen Seiten die Künstler in seinen an Tradition so reichen Bann; ein Sammelbecken für alle Strömungen bildend innerhalb der Rheinlande und noch weit darüber hinaus. Man denke etwa in der Stauferzeit an die mannigfachen Beziehungen nach dem Westen — Godefroi de Claire (Heribertusschrein) — oder die ebenso für seinen Handel wie für die Ausbreitung der Gotik wichtigen Beziehungen nach England, das damals in der Malerei wohl unstreitig den Ton angab. — Als Durchgangsgebiet hatte das Rheinland ja überhaupt keine lokal streng begrenzte Kunst. Von jeher war es darauf angewiesen, von allen Seiten Einflüsse in sich aufzunehmen, ein getreues und würdiges Abbild seines Stromes, der auch reich genug ist, immer wieder neue und fremde Gewässer in sich zu vereinen.

RHEINISCHER KUNSTREICHTUM

Von

GRETE RING

Die Kölner Jahrtausend-Ausstellung, von streng provinzialer Tendenz, barg in ihrer Kunstabteilung die erste Schau nicht provinziellen Charakters, die Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt zeigen konnte. Rheinische kirchliche Kunst des Mittelalters, sonst in halbdunklen Schatzkammern geizend vergraben und nur durch einen Wall von Permessen und Trinkgeldern hindurch zugänglich, wurde mit einer Liberalität ausgebreitet, die eine rein auf Kunstbelehrung zielende Veranstaltung nie hervorgerufen hätte. Mit erstaunlicher Folgerichtigkeit war die Kunstabteilung der allgemeinen Tendenz der Ausstellung eingeordnet — zwischen die Fürsorge für gefährdete und gefallene rheinische Jungfrauen, zwischen Kinderbilder von Hugo Stinnes und Hauptbuchseiten des Schaaffhausenschen Bankvereins fügte sich die Kunstabteilung zwanglos ein — ein Propagandamittel unter vielen. Man erwartete Eduard von Gebhardt und fand die Wunder des Aladdinschatzes ausgebreitet: Reliquienschreine des 12. und 13. Jahrhunderts, von jeher das kostbarste und seltenste Gut, überschritten das Dutzend; es wimmelte von Kelchen, Kruzifixen, Monstranzen, Ciborien; Grubenschmelz leuchtete von fast jedem Gerät. Dazu das Publikum, ein der Kunstschau völlig ungewohntes — bürgerliche Vereine, Schulen, scheinbar bis zu den Säuglingsheimen hinab, wurden von kundigen Führern durch die Säle gewiesen. Der Nichts-als-Kunst-Liebende, in der Betrachtung gestört, konnte nicht umhin, die Großzügigkeit rheinisch-kirchlicher Propaganda zu bewundern, die ihre Ausstellung wirklich

zum Volksfest zu gestalten wußte: Wembley erscheint gähnend leer in der Erinnerung.

Es gibt, um es doch einmal auszusprechen, kein Land der Erde, das auf dem Gebiet der frühen kirchlichen Kunst mit dem Rheinland konkurrieren könnte. In Paris wurde 1900 im Rahmen der Weltausstellung ein ähnlicher Versuch gemacht, die Kirchenschätze auszubreiten, mit merklich kärgeren Resultaten.

Noch glücklicher fast für Köln gibt sich jeder Vergleich auf dem Gebiet der frühen Tafelmalerei. Hier sind Rheinland-Westfalen einschließlich des Hansegebiets bis zum ersten Drittel des 15. Jahrhunderts alleinherrschend, selbst vor den bald übermächtigen Niederlanden. Es wäre unbillig, dabei gar der „Primitifs Français" zu denken, deren Material,

Renée Sintenis

wie die Exposition von 1902 erwies, nur mühsam rinnt. Die Auswahl der Bilder in Köln schien diesmal eine vergleichsweise zufällige, vielfach wohl durch den Wunsch bestimmt, nicht wieder den gleichen Bestand zu zeigen, den die kunsthistorische Ausstellung von Düsseldorf 1904 vorgeführt. Für lückenlose Folge entschädigte eine Anzahl besonderer Raritäten, die, einzeln mühsam zu erreisen, oft auch dem Spezialforscher im Original unbekannt geblieben: das Mittelbild des Altars von Orb, der Altar der Pfarrkirche von Linz a. Rh. (von der Hand des Meisters der Lyversberger Passion), die Tafeln der Marienkirche von Dortmund (sehr schön und dem Meister der hl. Veronika insonderheit nahe), die späten Bruyns der Xantener Victorskirche.

Für die Plastiken — Stein- und Holzbildwerke — läßt sich die Reihe der höchsten Raritäten noch leichter fortführen — Oberwesel, Marienstatt, Linnich, Rees, Landau, Straehlen, die freigebig Werke sandten,

werden gewiß selten vom Kunstforscher aufgestört. Hier blieb der Genuß an den Objekten freilich kein ungetrübter — nahezu alle Stücke, auch die aus den kleinsten Gemeinden verschriebenen, wiesen neue Fassung auf; das herrliche Material erscheint schmerzlich entstellt. Man wird zum Nachdenken gestimmt, ob es für eine Provinz in der Tat ein Glück bedeutet, von vornherein als kunstreich im Mittelpunkt des pflegerischen Interesses zu stehen, ob es ihr nicht vielmehr besser frommt, spät oder gar nicht entdeckt zu werden und unter schützendem Staub ihr Kunstgut „ungepflegt" zu bewahren. Seltsam hier die Stellung des Kunstkritikers: die Entdeckung der altdeutschen Plastik wird hell verkündet, eine Hochflut neuester Literatur wälzt sich über das vergleichsweise jungfräuliche Gebiet, zum Erhaltungszustand der vielbesprochenen Gegenstände meldet sich keine Stimme. Man entsinnt sich, wie die Blätter rauschten, als in Potsdam einige ziemlich belanglose Häuser mit einem denkbar harmlosen Farbanstrich belegt wurden, der dem ersten ernsthaften Regen wich: die dichte Farbschicht auf den größten und verletzbarsten Meisterwerken deutscher Vergangenheit, die den Eindruck verfälscht und die Form traurig zerstört, bleibt unerörtert.

Doch sei darum nicht länger an der Kölner Ausstellung gemäkelt. Sie bleibt das glücklichste künstlerische Ereignis, das uns seit langem geschenkt wurde. Bemerkenswert danach die Unbemerktheit der Veranstaltung. Die Presse, stets bereit, jedes Ereignis auf dem Gebiet der lebenden und scheinlebendigen Kunst zu kommentieren, schweigt gern still vor den Schöpfungen der großen Alten: dort stehen die gewohnten Ingredienzien bereit, der „geistreiche Altmeister", der „geniale Riese mit der mächtigen Faust", der „gedankenvolle Romantiker", „die schonungslose Geißel der Zeit" fügen sich in zahllosen Permutationen zum immer gleichen Ende, hier müssen gegebenenfalls Lexika gewälzt, Kunsthandbücher entstaubt werden. So war die Kölner Schau in der Presse nahezu unerwähnt, vom kunstliebenden Beschauer kaum besucht. Wobei zu bedenken bleibt, ob nicht am Ende die Säuglingsheime das fruchtbarere Publikum boten.

Hermine David Holzschnitt

Otto Th. W. Stein

DIE GESCHICHTE VOM TIERWÄRTER LOBER

Von

CARL ZUCKMAYER

Tierwärter Lober, seit einigen Wochen der erste Mann im Raubtierhaus, blieb am Käfig des Fischotters stehen. Er trug einen Arbeitsanzug aus Sackleinen und war ein blasser Mensch mit breiten Backenknochen. Seine Augen standen sehr weit auseinander, der Mund auffallend schief zur Nase, das Kinn tief auf der Brust.

Das Tier im Käfig, den eine Drahtglocke umschloß, lugte aus den veralgten Buckeln des Grottengesteins mit braunem, sehr flach gepreßtem Kopf, in dem die Augen, wimperlos eingesetzt, wie hinter einer Fettschicht opalisierten. Gleich darauf glitt der schmale, starkpelzige Leib mit lautlos glatten, schlangenhaften Bewegungen vom Felsen herab ins Wasser, durchschnitt die trübstehende Fläche des Bassins, rasch, pfeilgerade, mit der Schnauze zwei Furchen ziehend, wie ein Motorboot in sausender Fahrt, und strich mit der gleichen gut geölten Sanftheit der Gelenke aus dem Wasser aufwärts auf den Steinrand am Gitter. So stand dieses Tier am Gitter hoch (gleich einem durchnäßten Damenpelz, den man zum Trocknen aufgehängt hat), die kurzen scharfkralligen Vorderfüße trommelten erregt, die feinen Haare des Schnurrbarts zitterten, die spitzen weißen Zähne entblößten sich.

Lober kramte aus der Hosentasche das Kopfstück eines Fisches, roh, mit blutiger Schnittfläche, zwängte es durch die verdrahteten Stäbe. Er lachte kurz und glucksend, als ihm der Otter den Finger fast mitriß und, die Beute im Maul, sofort in großer Kurve köpflings durchs Wasser und wieder zurück ins schlüpfrige veralgte Dunkel seiner Grotte fuhr.

Tierwärter Lober hatte keinen Dienst. Langsam schlenderte er an den Käfigen entlang. Der kleine Bär aus dem Kaukasus trabte auf ihn zu, zwängte die Pfoten aus dem Gitter, ließ sich von Lober kraulen und begann an seinem Finger zu saugen wie ein Kind an der Flasche.

Bei den amerikanischen Bisons blieb er stehen.

Der Stier schritt unablässig, mit gleichmäßig wiegendem Gang auf und ab. Der ungeheure berghafte Oberkörper mit dem bewachsenen Höcker, das mächtige Haupt mit dem dunklen edlen Indianerprofil, trotz aller Schwere leicht und maßvoll über dem kurzen Hinterleib und den sehnigen Beinen.

Ein Hauch von Urwelt und Wildnis umwitterte ihn.

Ein Geruch von Herbst, Ferne, Prärie ging von ihm aus.

Etwas Mildes, Süßes, Verschwommenes war in diesem Duft, und Lober schnob ihn ein, ans Holzgatter gelehnt, wie ein beruhigendes Arom.

Plötzlich zuckte er zusammen, fuhr auf.

Es drang etwas an sein Ohr. Ein Laut wie heftiges Gähnen, von kurzem, knurrendem Rollen gefolgt, ruckhaft hintereinander, mehrere Male gleichmäßig. Lober wandte sich um und ging dem Laut nach, sehr rasch, aufrecht, den Kopf eingezogen. Jemand rief ihm nach, er hörte nicht. Das Raubtierhaus tauchte aus den Bäumen. Lober schritt auf den Käfig des schwarzen Panthers zu. Der lief hin und her, schlug mit dem Schweif die Stäbe, preßte das Gitter in hastigen Drehungen mit den Flanken, hatte den schmalgemeißelten Kopf tief am Boden, man sah unter dem samtnen Fell das Spiel der Muskeln, die von Hinter- zu Vorderbeinen wie leichte Wellen durch den Körper liefen und unter dem gefleckten Bauch verebbten.

Plötzlich machte er mitten im Käfig halt, stürzte auf die Hinterpranken und warf den Kopf zurück, riß den Rachen auf, daß man an den mächtigen Zähnen vorbei tief in den Schlund sah, schnellte die Krallen aus den aufgestemmten Vorderfüßen, preßte die Augen zu, brüllte auf, kurz, stoßweise, verzweifelt. Warf sich mit einem Sprung gegen das Gitter, biß hinein, daß das Eisen knirschte, sank zur Seite, riß die meergrünen rollenden Augen weit auf, fauchte, keuchte, ward still.

Lober stand unbeweglich da, mit hängender Unterlippe und blassen Augen. Sein Atem ging schwer. Als sich das Tier erhob, machte er eine kleine hastige Handbewegung; aber der Panther beachtete ihn nicht.

*

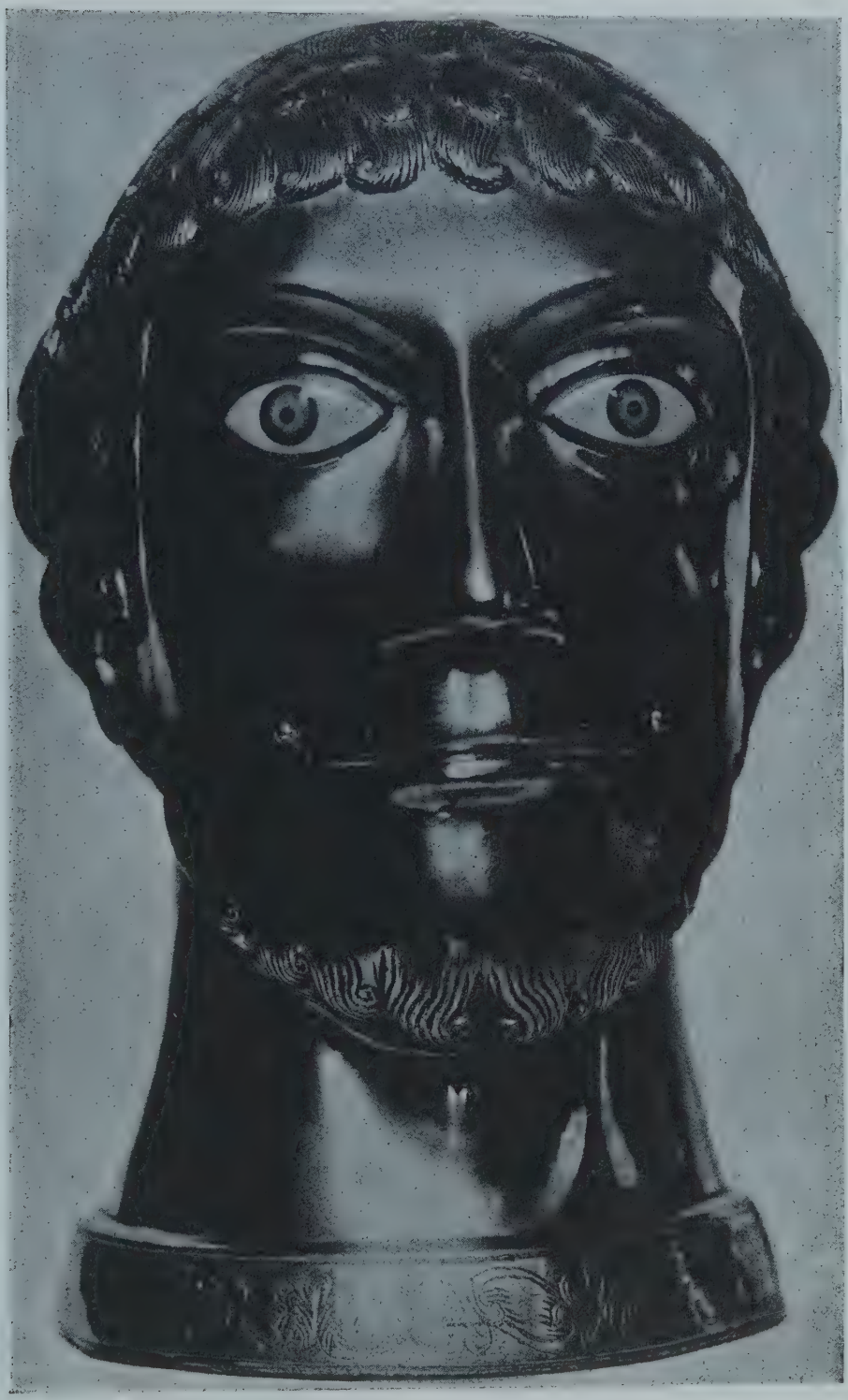
Plötzlich schlug ihm jemand von hinten auf die Schulter.

Lober, blaß und verstört vor'm Pantherkäfig, fuhr herum.

„Na, na," sagte Aufseher Lehmann. Sonst nichts.

Aber Lober fühlte sich elend, geschmäht, geächtet. Es wurde ihm kalt in den Därmen, als er in Lehmanns blankes, schweißhäutiges Gesicht sah. Er bekam einen verkniffenen Zug um den Mund, duckte sich vor dem breiten Lachen Lehmanns, gab nach, lachte mit, heuchlerisch, verlogen, feige.

„Der Lober, der ist wie ein Vater von die Tiere, in und außer Dienst", sagte Lehmann, und Lober merkte erst jetzt, daß ein Weib neben ihm



Kopfreliquiar des Hl. Vitus

Köln, Museum für ostasiatische Kunst

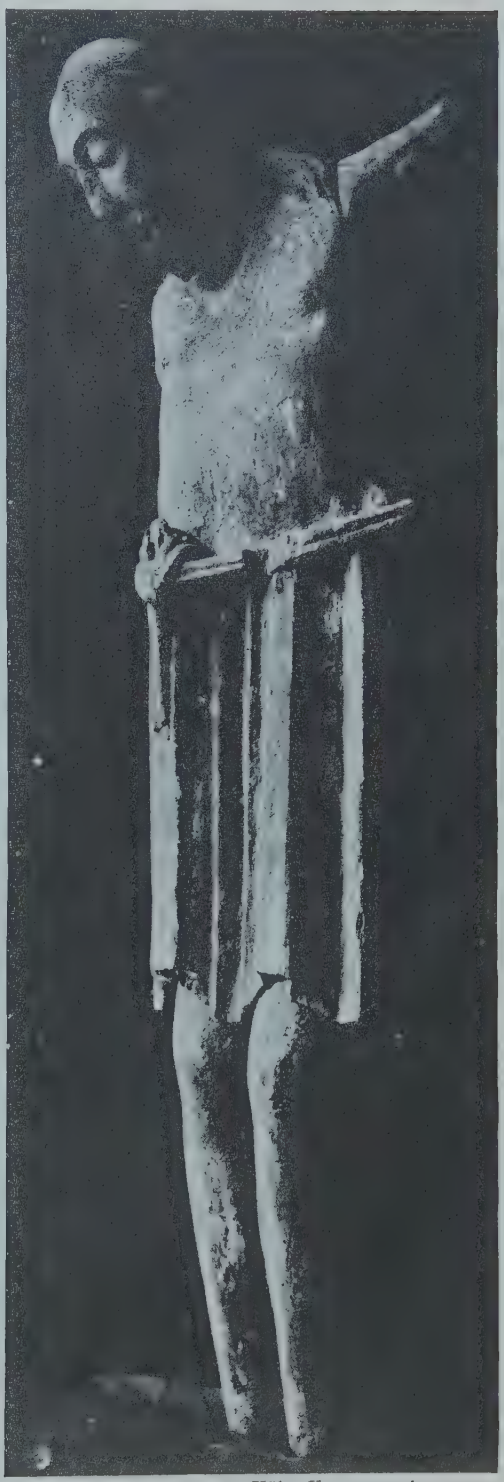
Löwenköpfe aus vergoldeter Bronze

Photo Kunstgewerbe-Museum, Köln

Teil des Dreikönigsschreins, Köln, Dom

Köln, Schnütgenmuseum

Johannes aus Sonnenberg (Tirol)



Köln, Kunstgewerbemuseum

Kruzifixus aus St. Jakob

Photo Kunstgewerbemuseum Köln

Kopf des Kruzifixus aus St. Severin, Köln

stand. Er verstummte, schielte sie an. Sie war klein, rothaarig, feist. Die Nase sehr breit und aufgebläht. Dicke Brüste standen deutlich unter der Bluse. Der Geruch, der von ihr ausging, war ein dünnes Gemisch aus Haaröl, Kleiderparfüm und Schweiß. Ihr Mund stand ein wenig offen, und wie sie jetzt ein paar Schritte auf ihn zu machte, war der Gang um Knie, Hüften und Nacken leicht, fast katzenhaft, in heftigem Gegensatz zu ihrer Gestalt, was ihrem Wesen etwas Hinterhältiges und Tierisches gab. Auch ihre Stimme war nicht hell wie bei anderen Mädchen, sondern belegt und stolpernd, der Ausdruck ihrer graugrün verschwommenen Augen gemischt aus Stumpfheit und Gier.

Lehmann stellte sie ihm als seine Schwester vor und ließ ihn mit ihr allein. Lober sprach kein Wort.

*

Es war aber gegen Abend, und der Garten wurde geschlossen.

Lober ging mit Aufseher Lehmanns Schwester die Eichenallee entlang, die zum Affenhaus führt. Sie sprachen nichts. Es schummerte und war sehr warm. Vogelschreie, kreischend, flatterten auf, fielen herunter.

Die Paviane stanken. Einige liefen lebhaft umher, andere hockten stur. Sie griffen nacheinander mit weichen lockeren Händen, bewegten sich rutschend auf rotverschwollenem Steiß, betasteten ihre Glieder.

Lehmanns Schwester hatte die Arme aufs Geländer gestützt, lag vornüber gebeugt, glotzte in den Affenkäfig, lachte manchmal lautlos, daß ihr Körper hinten zitterte. Lober stand hinter ihr, kerzengrad. Fernher rollte ein kurzes, rüttelndes Gebrüll. Da hatte er plötzlich von rückwärts über die Schultern weg ihre Brüste gepackt, drängte sich mit aller Kraft auf ihren Rücken, biß ihr in den kurzen feisten Hals. Sie schrie leise auf. Später gingen sie zusammen in ein Hotel.

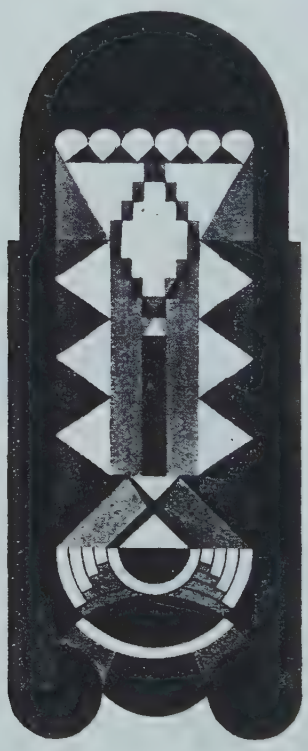
*

Weihnachten heirateten sie, im Frühjahr kam das Kind.

Tierwärter Lober ging seinem Dienst nach wie sonst, aber er mußte jetzt heim in seiner freien Zeit. Lehmann erwischte ihn öfters, wie er ohne Zwang Überstunden machte, und sagte es seiner Schwester. Sie holte ihn dann abends ab, und er folgte ihr schweigend. Als es Mai wurde, kam sie schon morgens mit dem Kinderwagen in den Garten, saß in der Nähe des Raubtierhauses auf einer Bank und nähte Zeug. Wenn Lober mit einem Karren voll Fleisch oder mit schmutzigem Sand vorbeikam, konnte er absetzen und einige Minuten bei ihr stehenbleiben, keiner verbot ihm das, zumal der Aufseher sein Schwager war. Aber er tat es nicht immer. Wenn doch, dann hatte er kaum Blicke für das Kind, höchstens für ihren Hals und ihre nackten Arme. Nach der Geburt war sie krank gewesen, jetzt aber machte die Genesung, das Kind und der Frühling ihren Leib doppelt frisch und strotzend.

An einem vor Wärme flimmernden Sommerabend ging Lober mit seiner Frau, Hand in Hand verschlungen, den Weg zum Affenhaus ihrer ersten Liebe.

Es war nun fast ein Jahr her. Die Luft zog schwer nach unten. Sie sanken im Schatten der Bäume auf eine Bank. Als sie aufstanden, war der Mond schon hoch, und der Garten lag in rauchiger Totenstarre. Sie fröstelte leicht und drängte nach Haus. Aber Lober, der stumm und versunken ging, machte kurz vorm Ausgang kehrt, stammelte etwas und wandte sich hastig zum Raubtierhaus. Sie folgte verstört. Er hatte den Schlüssel, machte leise die Tür auf. Schwerer beizender Geruch schlug ihnen entgegen. Lober hob die Laterne, die in der Ecke stand, schraubte sie höher. Während die Frau, zuerst in müdem Stumpfsinn, dann von plötzlichem Schauder gepackt, auf sein Gesicht starrte, das im Funzelschein sonderbar leer und ausdruckslos wirkte, schritt er mit hochgehobenem Arm von Käfig zu Käfig, blickte die schlafenden Tiere an, blieb da und dort stehen, beugte sich weit vor, brummte etwas, ging weiter, machte den Weg auf der anderen Seite zurück, fuhr herum und harrte lange reglos, als ein Tier im Halbschlaf stöhnte, stierte den riesigen schwarzen Schatten eines Löwenkörpers an, den das Licht an die Wand warf, kam zurück, blieb stehen. „Alles in Ordnung", sagte er dann, ohne sie anzublicken. Sie gingen schweigend nach Haus und schliefen getrennt.



Auguste Herbin

*

Die zweite Schwangerschaft entstellte die Frau furchtbar. Sie wurde schneller dick als beim erstenmal, das Gesicht quoll auf und wulstete Nase und Mund heraus, während die Augen, immer blau umrandet, trübe und sumpfig verschwammen. Ihr Blick, der beim Tragen des ersten Kindes Wärme und Nachdenklichkeit bekommen hatte, wurde diesmal unstet, boshaft, verschlagen. Schwere Träume wälzten sich auf ihr. Tiere hockten auf ihrer Brust und lauerten in ihrem Rücken, der eigene Mundhauch schlug ihr als Raubtierbrodem ins Gesicht zurück und verdarb ihr die Luft.

Als sie im siebenten Monat war, ging sie einmal am Arm ihres Bruders Lehmann durch den Garten. Ihr Zustand war sehr auffällig und wurde durch ein grelles Kleid betont, so daß viele Leute ihr nachsahen. Mit einem blauseidenen Regenschirm stocherte sie bei jedem Schritt in die Erde. Lehmann genierte sich und ließ sie allein. Sie lief eine Zeitlang unschlüssig auf und ab, bis plötzliche Schwäche sie auf eine Bank im Gebüsch niederwarf. Von dort aus sah sie unbemerkt ihren Mann. Er

schlurfte langsam daher, hatte ein Stück Fleisch in der Hand. Sie sah ihn von hinten und dachte: Wie alt er geworden ist. Gleichzeitig fühlte sie eine angstvolle gespannte Erregung im Leib und in der Kehle. Sie beugte sich weit vor, um ihn besser zu sehen. In diesem Augenblick hob er das Gesicht zum Himmel, und sie erschrak furchtbar. Es war nicht ihr Mann. Es war kein Mensch. Es war das Gesicht eines Tieres. Es war ein wildes Gesicht, die helle Luft rann schäumend darüber hin, die Augen lagen rund, gelb und klar, scharf und versunken, wach und verglast, lauernd und gleichgültig, trüb wie Tümpel und durchsichtig wie Meerbuchten, in felsigen Höhlen. Es war ein Gesicht voll Scheu, voll Trieb, ein Mund voll Gefahr, eine Stirn voll Ruhe. Es war Größe in diesem Gesicht und heimliche Gewalt. All das spürte sie ahnungslos, unklar, dumpf vermischt mit Grauen und Schmerz, vermischt mit Hilflosigkeit und Begehren, vermischt mit Neid, Eifersucht und Scham. Ihr Gaumen ward kühl und trocken, und ihr Herz setzte fast aus, als sie ihn so sah. Sie preßte die Hände auf den Leib und war nahe daran, aufzuschreien. Wäre er jetzt auf sie zugekommen, sie hätte sich vor ihm niedergestürzt und seine Knie geküßt. Aber er sah sie nicht. Er stieg über das niedere Eisengeländer, ging dicht an den Pantherkäfig heran, schaute sich scheu um, steckte den Arm herein, die Hand mit dem Fleischbrocken. Sie konnte das Tier nicht sehen, aber sie hörte ein kurzes knurrendes Husten und sah, wie er den Arm hastig zurückriß. Etwas Blut tropfte von seiner Haut. Er trat wieder vom Käfig weg, blieb stehen und lachte, leckte das Blut von seiner Hand, stapfte weiter.

Ernst Aufseeser Holzschnitt

Gleich darauf kroch sie wie eine schwere schwangere Katze aus dem Gebüsch, hielt schnurgerade auf den Pantherkäfig zu, umstrich ihn einige Male angstvoll, warf sich dann übers Geländer vor und stach mit dem Schirm heftig nach dem Tier, das dicht am Gitterrand sein Fleisch verzehrte, stach sinnlos, ohne zu zielen, leise schreiend, fauchend, spuckend.

Der Panther, zuerst kaum begreifend, duckte sich zum Bogen zusammen, schnellte auseinander, spreizte die Krallen, hieb mit beiden Tatzen nach dem unerreichbaren Feind, lautlos zuerst, dann knurrend, dann schnaufend, dann, von einem Stich in die Weiche getroffen, jäh

tobsüchtig aufbrüllend. Das Weib antwortete mit einem heiseren Schrei, stach ihm ins offene Maul. Der Panther biß zu, die Stäbe des Schirms zerknackten, er brüllte mit schrillem, überschnappendem Laut, die Frau kreischte wieder, schlug mit dem Bruchstück des Schirms blindlings gegen das Gitter.

Da wurde sie von hinten am Arm gepackt, hochgerissen, durch die Luft gewirbelt und sackte schwer in den Sand. Mit vergehenden Sinnen sah sie das Gesicht ihres Mannes über ihrem Kopf. Er hatte das Maul auf, Schaum troff heraus, oder war es das Maul des Panthers, oder war es des Raubtiers Brüllen, das jetzt unausgesetzt, steigend und fallend, roh, siegreich, entsetzlich aus seiner Kehle schwoll.

*

Lehmann eilte herbei. Er und Lober, dem nichts anzumerken war, trugen die Frau in eine Droschke. Im Rütteln der Fahrt fiel sie in Wehen, warf, kaum zu Hause, ein zu frühes Kind, auf dem schwarze Haare wuchsen und dessen Kopf tierisch verkrüppelt war. Nach einer Stunde war es tot. Die Frau erholte sich trotz schweren Fiebers in einigen Wochen. Nie wurde der Vorfall zwischen ihr und Lober erwähnt. Jahre vergingen.

*

Da kam einst Lober nach Haus und fand die Frau in Umarmung mit einem jungen Mann, Friseurgehilfen und Aftermieter in seiner Wohnung. Er stand an der Tür und blickte unberührt auf das Paar. Die Frau keifte und schrie. Der Friseurgehilfe suchte nach seinen Hosenträgern, die ihm hinten herabhingen. Lober ging wieder fort und baute sich eine Schlafstelle im Raubtierhaus, wo er von jetzt an abends blieb. Bald darauf wurden sie geschieden. Er übernahm die Schuld wegen Vernachlässigung der ehelichen Pflichten. Sie heiratete den Friseur, starb aber bei einer zweiten Frühgeburt.

*

Ein feuchter, windiger Herbsttag, die meisten Tiere waren verkrochen. Lober hatte bis zur Raubtierfütterung noch eine Stunde Zeit und schlenderte langsam durch den Garten. Dürre Blätter taumelten um seinen Kopf, der früh gealtert, zerfurcht, dünnhaarig war. Plötzlich setzte der Wind aus, und Regen ging unvermittelt in kühlen Strömen hernieder. Lober stand einige Minuten, ließ sich das Wasser über die Stirn gleiten. In der Ferne, auf einem kahlen Baum im Drahtkäfig, hockten die Hornraben, groß, unbeweglich. Eine schreckliche Drohung ging von ihren schwarzen Umrissen aus. Sie lauerten immer auf Aas. Drüben, hinterm Holzzaun, stand der Kaffernbüffel, gesenkten Hauptes, die Füße im weichen Morast, als könne er sie nie mehr herausziehen. Der malaiische Lippenbär, der kranke, den die Gefangenschaft verrückt gemacht hatte, und der unausgesetzt, Tag und Nacht, an derselben Stelle des Gitters mit dem Kopf hin und her schwang (jetzt schon viele Monate), ließ ein

Laboureur Radierung

ratterndes, mechanisches, trostloses Röcheln hören. Lober ging weiter. Die Kamele hatten sich im Regen niedergelegt, streckten die Beine von sich, drückten die Köpfe an die feuchte Erde. Es fiel Lober zum erstenmal auf, wie lang diese Beine sind und wie sehr zum Laufen gemacht. Jetzt waren sie an den Gelenken dick, verschwollen, rheumatisch und steif. Er ging weiter. Das Haus der kleinen Raubtiere lag unbelebt, nur der Luchs, im letzten Winter von einem ostpreußischen Förster gefangen, rannte unablässig im Käfig umher, spähte rechts, spähte links, immer nach einem Ausweg, einem Loch, einem Spalt, einem Schimmer von Rettung. Die Schakale hatten sich in eine Ecke zusammengedrängt, wie armselige Bettelkinder. Der Schwanz des einen war von einer Hautkrankheit befallen, hing haarlos, wund, blutrünstig herab. Der sibirische Wolf hatte die Schnauze auf die Pfoten gelegt. In den Sommernächten hatte er furchtbar geheult. Seine Augen waren entzündet und trieften. Die Felsen der Raubvogelhorste ragten über die Büsche empor. Ehern gemeißelt saßen einige Geier auf ihren künstlichen Gebirgsfirnen. Manchmal spreizte einer die Flügel, als wollte er auffliegen, zuckte krampfhaft

mit den harten mächtigen Schwungfedern, fiel schlaff zusammen. Aber die kleinen kühnen Raubstößer, Falken, Sperber, Weihe und Bussard, hüpften wie Sperlinge in dunklen Drahtkisten herum, flatterten auf, rannten gegen die Decke, stürzten auf den Rücken, immer wieder mit blutigen Stirnen, zappelten elend. Lober ging jetzt durch einen düsteren Laubweg, wo kein Käfig war. Aber er sah, sah Tiere, Käfigtiere, wo er ging und stand. Den kranken Königstiger sah er, schreckhaft, der an einem Darmleiden dahinsiechte, vielleicht aus Mangel an Bewegung. Sah den Orang sterben mit Augen voll unendlicher Schwermut. Die Bäume husteten im Regen wie kleine schwindsüchtige Affen. Ein riesiger vierzehnendiger Wapitihirsch glotzte ihn an, mit einem gräßlich verglasten Blick. Seit zehn Tagen war er in der Brunst, seit zehn Tagen fraß er

Rudolf Großmann

nicht mehr. Seit zehn Tagen ging er mit der Brust gegen die Stäbe, hinter denen Hindinnen äugten und sich langsam in den geschwungenen Hüften drehten. In seine Nüstern drang der Duft ihres herbstlich erregten Geschlechts. Sie waren von einer kleineren Rasse, zu schwach für seinen mächtigen Sprung. Sie äugten zu ihm hinüber, erstaunt, lüstern, fühllos. Gegen Abend hörte man ihn durch den ganzen Garten brüllen. Der Bast hing in rötlichen Fetzen von seinem Geweih. Aber er scheuerte nicht, stieß nicht. An der Brust hatte er schon grindige Stellen. Sein Drang und seine Qual mußten ungeheuer sein. Lober blieb stehen, als ob er nach Luft ringen müsse. Ein leichter Nebel stieg vor seinen Füßen aus dem fauligen Laub, vermischte sich mit dem dumpfen Nebel seiner bewußtlosen Blicke.

Da begegnete ihm, um eine Ecke biegend, der Abessinier.

Der war erst ganz kurz im Garten, aber alle Besucher kannten ihn. Er sprach schon etwas Deutsch; er führte dressierte Affen vor und griff überall bei der Tierwartung mit zu. Sein Gesicht und seine ganze Gestalt, wie er daherschritt, war von einem sanften Gleichmaß bewegt, als schritte er zum Ton einer Flötenmusik. Alles an ihm war leicht und locker geformt. Die weiten türkischen Hosen, wie das Bein darunter, der Knöchel, der Fuß, die hängenden Arme und der nackte dunkle Hals, nichts war beengt, nichts stand in Kampf oder Zwang, jeder Schritt war so gut und leicht, wie das Lächeln um seine runden Lippen und weißbraunen Augen, das leise Gesinge, mit dem er wiegend ging, das Schnalzen der Finger, womit er, ohne Mühe oder Überredung, ein Tier ans Gitter lockte und sein Vertrauen gewann.

Lober blieb stehen und ließ ihn vorbei. Der Abessinier grüßte lachend.

Lober erwiderte ihm nicht. Stierte ihm nach. Kaute an den Fingern, machte sich, durchnäßt und müde, zum Raubtierhaus zurück.

George Groß

*

Dort empfing ihn bereits die übliche Menge, die der Fütterung beiwohnen wollte. Es roch am Eingang nach nassen Kleidern, und viele Kinder drängten sich an den ersten Käfig, vor dem der Fleischkarren stand. Der Löwe, rasend vor Freßsucht und fast besoffen vom Blutgeruch, warf sich von einer Pfote auf die andere, starrte mit hängenden Lefzen auf das Fleisch, es kamen nur leise röchelnde Gierlaute aus seinem Hals, aber als er den Wärter herbeikommen sah, bäumte er sich am Gitter hoch, brüllte auf, schnaufte, fuhr mit den Tatzen zwischen den Stäben heraus und stürzte zusammen mit dem hereingeschleuderten Fleischfetzen auf die Erde, wo er aufstöhnend, das Fleisch beleckend, liegenblieb, als sei er vor Erregung zu sehr erschöpft, um sofort zu fressen. Langsam schob Lober den Karren zum nächsten Käfig. Das Volk drängte nach. Ein Kind zupfte Lober am Ärmel, fragte etwas, was in dem Lärm niemand verstand. Aber Lober, der sich gerade auf den Fleischkarren gebückt hatte, fuhr rasend herum. „Ja, ja, ja, viel Hunger!“ brüllte er, packte das Kind mitten um den Leib und hob es hoch.

Das Kind, vor Schreck erstarrt, vergaß zu schreien, hing leblos wie eine Puppe. Die Leute standen einen Augenblick wie hypnotisiert vor

Entsetzen. Dann aber, wie Lober das Kind herumschwang, zum Käfig hin schüttelte und unverständliche Sätze schrie, mit einer Gebärde, als wolle er im nächsten Moment das Kind in den Käfig werfen, schrillte die Empörung auf. Man riß ihm das Kind aus der Hand, und mit dessen endlich losbrechendem Geschrei ward eine Lawine von Stimmen, Fäusten, Füßen, Leibern entfesselt. Ein Stockhieb traf Lober, der über dem Karren zusammenbrach. Man führte ihn weg.

Am Tage darauf wurde er entlassen. Der Arzt hatte keinerlei Abnormität festgestellt, so daß die Pension wegfiel. Durch die besondere Verwendung des Direktors bekam er die Erlaubnis, im Gartenrestaurant Abfälle und Zigarrenstummel zu sammeln.

*

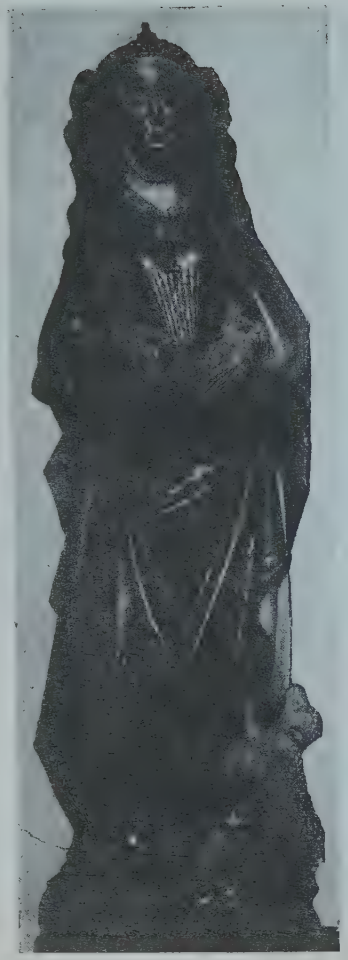
Auf diese Weise kam er, auch nach seiner Entlassung, immer wieder in den Garten. Man sah ihn oft in elendem Zustand, zerlumpt und verdreckt, an den Käfigen entlangschleichen. Aber, sei es, daß er den Spott der früheren Kameraden fürchtete, oder daß ihn eine Scheu und Furcht vor anderer Luft davor zurückhielt, nie sah man ihn mit einem seiner alten oder mit neuen Tieren reden, sie anfassen oder sie betrachten. Schamvoll, wie ein Geächteter, schlich er an ihnen vorbei. Er war jetzt noch schlimmer gealtert. Aufseher Lehmann, sein früherer Vorgesetzter und Schwager, der gut fünf Jahre älter war, sah mit seinem weißen Bart ums rotspeckige Gesicht wie ein junger Mann gegen ihn aus. Dieser Lehmann, der Lobers Scheidung von seiner Schwester und späteres schlechtes Benehmen im Dienst als persönliche Beleidigung auffaßte, beobachtete den Stummelsammler scharf, wenn er durch den Garten kroch, denn er wollte ihn gern hinausschmeißen, konnte ihm aber nichts Verbotenes nachweisen.

*

Es war um die Brunstzeit der großen katzenartigen Raubtiere.

In einigen Käfigen waren Paare beisammen. Der Geruch war schärfer und nervenaufpeitschender geworden. Eine brenzliche Erregung lag in der Luft. Dem großen schwarzmähnigen Löwen hatte man eine junge Löwin mit flachen Lenden beigesellt, die ihn unablässig geil und neugierig umstrich. Der Löwe blieb ruhig, sein Wesen einsam und selbstisch. Nur manchmal in seinen Lichtern ein Aufflackern von Zorn und Frage. Dann wurden die Lichter trüb, die Nüstern begannen zu spüren, das Haupt sank tief herab, vom Geruch wie von einer Brandungswelle überschwemmt, durchflutet, benommen, berauscht, bewegt, besessen. Als er sich auf sie warf, kam ein Gemisch von Stöhnen, Röcheln und Röhren aus seiner Brust. Was geht in den Tieren vor? Sie tun mit Gleichmut, was aus ihrem Körper drängt, und sind voll Ernst dabei, und niemals schwächer als ihr Leib. Was geht im Tierwärter Lober vor? Was geht im Abessinier vor, wenn er morgens wiegend, lächelnd durch den Garten schreitet? „Tam tam tam“ immer im gleichen Tonfall ist sein einsamer Gesang.

*



Meister von Emmerich,
Die Hl. Agnes

Photos Kunstgewerbe-Museum, Köln

Gerokreuz, Köln, Dom

Meister von Emmerich,
Die Hl. Barbara

Hendrik de Leth, Der Rhein bei Köln (1763)
Aus „Das Rheinbuch" von J. Ponten und J. Winckler. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Düsseldorf, Kunstmuseum
Max Clarenbach, Winter am Niederrhein

Christian Georg Schütz, Die Maus

Aus „Das Rheinbuch“ von J. Ponten und J. Winckler. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Dortmund, Museum

Max Clarenbach, Am Niederrhein

Seelenrettung. Kolorierte Federzeichnung
aus der „Deutzer Chronik"

Taufe Christi. Miniatur aus einem ottonischen Evangeliar

Zwei jungen Wärtergehilfen schien es ein guter Witz, dem alten Lober, der in der Nähe des Raubtierhauses herumkroch, einen Abfallknochen vorzuwerfen, wie man ihn den Hyänen gibt; von der Hüfte oder vom Schulterblatt eines Gauls, mit schwärzlich-roten, rohen, fauligen Fleisch- und Sehnenfetzen verklebt. Lober jedoch, ohne die Burschen zu beachten, ganz als geschähe das in Ordnung, hockte sich bei dem Knochen nieder, ruhig und langsam, auf alle Viere, wie ein Tier, das jetzt sein Futter sicher hat und sich Zeit nehmen kann. Auf allen Vieren kroch er ein Stück beiseite, den stinkenden, blutigen Knochen im Maul, ließ sich dann platt auf den Bauch fallen, streckte Beine und Arme nach Art der großen Katzen, legte eine Pranke auf die Verdickung des Knochens und begann schmatzend, speichelnd das Schmalstück zu benagen. Die beiden jungen Wärter standen zuerst in ratlosem Schreck, dann wollte der eine weglaufen, aber es waren schon Leute hinzugekommen, ein Kindermädchen kreischte hysterisch, ein alter Herr schrie, ein Auflauf entstand. Lehmann kam herbei, hinter ihm der Oberaufseher. Eine ratlose Stille war sekundenlang, durch die man Lobers Kiefer am Knochen mahlen hörte. Dann gab sich Lehmann einen Ruck, machte mit vorgewölbter Brust einige Schritte, verschluckte sich, stotterte, schrie plötzlich wie ein Feldwebel: „Machen Sie sich hier weg!“ Aber Lober schien nichts zu begreifen. Er zog sich nur etwas tiefer ins Gebüsch zurück, alles mit den schleichenden Bewegungen eines Raubtieres am Boden, ließ ein gefährliches Knurren hören, fletschte die Zähne, stemmte die Vorderpranken auf seine Beute und schnappte wütend nach Lehmanns Bein, als dieser ihm folgte. Schon wurde gelacht, gejohlt, gepfiffen. Lehmann schnaubte. Zwei Schutzleute tauchten auf, die sich mit breitem, behaglichem Witz an den Gemeingefährlichen heranzusprechen versuchten. Aber Lober verschanzte sich fauchend in einem Busch, aus dem er erst mit Eisenstangen herausgetrieben werden mußte, und ehe man ihn fassen konnte, war er in langen, gehetzten Sätzen entwischt, irgendwo über die Gartenmauer verschwunden.

*

An diesem Abend traf sich der Abessinier an einem abgelegenen Ausgang des Gartens, den nur wenige Menschen kannten, mit einem der jungen Mädchen, wie sie tagsüber oft ums Affenhaus herumstehen. Sie trafen sich zum zweiten Male und hatten nur vereinzelte Worte, mit denen sie sich verständigen konnten. „Du mich lieben“, sagte das Mädchen.

„Gut lieben, immer gut lieben“, sagte der Abessinier.

Das Mädchen ging etwas steif und ängstlich neben ihm her. Er führte sie unter den Bäumen auf und ab und begann langsam, da und dort, ihren Körper mit der Hand zu berühren, ohne Hast, ohne Gier, ohne Zwang. Die frühe Dunkelheit des Herbstes bettete sie ein. Das Mädchen sagte manchmal etwas mit einer ganz hohen Stimme, in der leise Angst mit Spannung, Lust und Schlafsucht verschüttet war. Plötzlich spürte der Abessinier etwas an seinem Bein, gleich darauf schrie das Mädchen

entsetzt, eine Gestalt hockte dicht neben ihr am Boden. Jammervoll, entkräftet, stumpf, todesbleich, tappte sich röchelnd an den beiden jungen Menschenkörpern hoch, fiel mit dem Kopf gegen des Abessiniers Brust, als wollte er seine Zähne hineinschlagen, die nicht mehr die Kraft zum Biß hatten. Da ließ der Abessinier das Mädchen stehen, nahm den Mann bei der Hand, strich ihm übers Gesicht, über den Rücken, sagte fremde Worte, gurgelnd, in der Kehlstimme seiner Heimat.

Und der Alte atmete ruhig, folgte ihm wie ein Hund der Hand, die ihm Futter gibt, ihn straft, ihn streichelt.

*

E. R. Weiß

Zwei Tage lag Lober in der Barackenwohnung des Abessiniers, und niemand wußte es. Am dritten Tage kam der neue Tiertransport an, und man hatte alle Hände voll zu tun. Als der Abessinier abends in seine Wohnung zurückkam, fand er das Lager, das er für Lober in der Ecke gemacht hatte, verlassen. Sofort ging er zum Raubtierhaus, fand es aber schon verschlossen. Dann begann er den Garten nach Lober abzusuchen. Es waren noch Leute da, aber hauptsächlich solche, die zu einem Konzert in die Wirtschaft gingen. Keiner konnte ihm Auskunft geben. Niemand hatte den Tierwärter Lober gesehen.

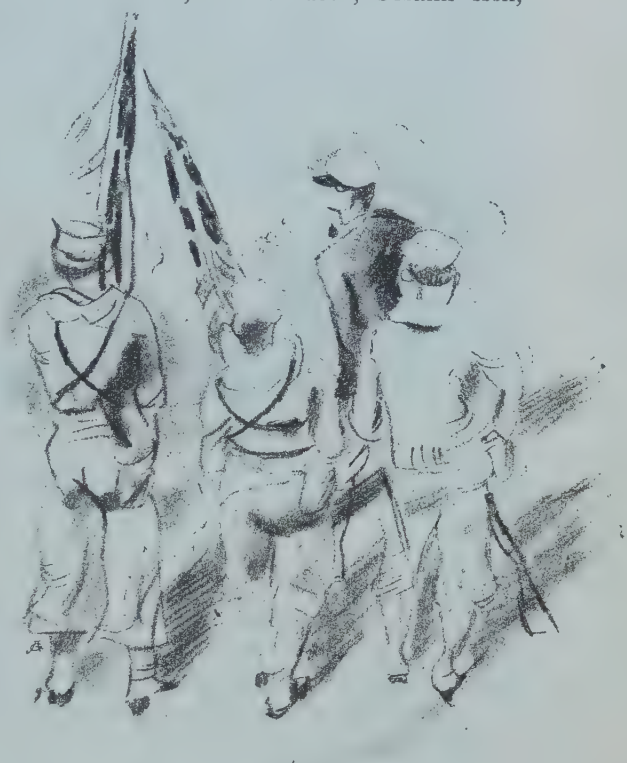
Der schlich indessen wie ein Schatten von Busch zu Busch hinter dem Abessinier her. Als der Abessinier beim Fischotternkäfig stehenblieb, mit der Zunge schnalzte und den heranschwimmenden Otter kraulte, wäre er beinahe aus seinem Versteck hervorgebrochen. Aber er harrte knirschend, bis der Abessinier verschwunden war. Dann stürzte er auf den Otternkäfig zu, schnalzte, gluckste, gurgelte wütend. Das Tier verkroch sich im Dunkel seiner Grotte. Lober lag mit dem Oberkörper minutenlang auf der verdrahteten Gitterglocke des Käfigs. Ein Schmerz bohrte in seinem Rücken, den er nicht mehr begriff. Dann raffte er sich auf, reckte seinen ausgemagerten Körper, spannte die Muskeln, preßte den Mund zusammen und schritt mit stechendem Blick zum

Raubtierhaus. In seiner Tasche klirrten die Duplikate der Schlüssel, die er einst in seiner guten Zeit hatte anfertigen lassen.

Er öffnete beide Türen. Es war gerade niemand in der Nähe, die Fütterung längst vorbei, die Dämmerung sank schon herab. Ruhig und ohne Zögern schritt Lober von Käfig zu Käfig, schloß auf und schob die Fallgitter weit zurück. Zuletzt näherte er sich dem Käfig des schwarzen Panthers.

*

Ein Puma hetzte in langen, schlanken Sätzen aus dem Hause, als gerade Lehmann vorüberging. Der erstarrte, wollte rufen, besann sich, machte einen krampfhaften Satz und lag gleich darauf unter einem riesigen Löwen, der mit lässigem, spielerischem Biß seinen Schädel zerknackte, mit lässigem Appetit sein Gehirn zu schlecken begann. Gleich darauf ertönten da und dort im Garten Schreckensgeschrei, Gekreisch, Gebrüll, Gewimmer. Menschen, denen nichts geschehen konnte, weit außer der Gefahrzone, liefen, sinnlos vor Angst, in hohen, schrillen Tönen jaulend, im Kreise umher, andere stießen sich gegenseitig in verschiedene Richtungen, drängten einander beiseite, wo sehr viel Platz war, stolperten übereinander, schrien sich an, schamlos und ekelhaft in ihrer Todesangst, rannten nach allen Ecken davon. Eine Frau, tonlos, mit offenem Mund und starren, verglasten Augen, raste schnurgerade aufs Raubtierhaus, auf die Gefahr, auf die Gegend der Schreie und des Gebrülls, zu, wurde von Wächtern gepackt, riß sich los, rannte wieder in die falsche Richtung, mußte mit Gewalt weggeschleppt werden, und wehrte sich verzweifelt, als man sie aus dem Garten heraus in Sicherheit brachte. Die Panik pflanzte sich elektrisch fort, griff auf die umliegenden Straßen über, in die Cafés, die Bahnhöfe. Militäraufgebot rückte heran, die Polizei sperrte viele ruhige und friedliche Gegenden ab, das Geknall einiger Schüsse wehte furchtbare Gerüchte in die Nacht. Als es ganz dunkel ward, war einigermaßen Ruhe eingetreten, doch war der Garten



Pascin

von allen Seiten durch Fackeln und Flackerfeuer erleuchtet. Spät in der Nacht verkündeten Extrablätter, daß alle Bestien wieder eingefangen und hinter Schloß und Riegel seien, und daß dieser Tat eines Wahnsinnigen außer zwei Angestellten des Gartens keine Menschenleben zum Opfer gefallen seien. Ja, durch das besonnene Eingreifen eines gewissen Studienrates Zerbes (oder war der Name verdruckt?) sei sogar wie durch ein Wunder einem Kind das Leben gerettet worden.

*

Lober, der keine Zeit hatte, das Ausbrechen der einzelnen Tiere zu beobachten, öffnete zuletzt den Pantherkäfig und stand, vornübergebeugt, mit gespannten Muskeln, die Augen tief in die meergrünen Lichter des Raubtieres verbohrt. Die blickten ihn lauernd, gespannt, mißtrauisch, grausam, gefährlich, fragend, gierig, gleichgültig, herrisch, verschlagen, angstvoll, gewaltig an. Und blickten doch immer an ihm vorbei.

Lober vergaß alles. Seine Muskeln entspannten sich. Die Hände hingen schlaff. Nichts ging ihn an, als den Blick dieses Tieres ganz zu fassen, ganz Aug' in Aug' mit ihm zu stehen, rund, voll und klar in sein Licht einzutauchen.

Es war eine tiefe Stille um die beiden und ein sonderbar gelber Abendschein um ihren lautlosen Kampf. Das Tier duckte sich zum Sprung. Lober duckte sich. Das Tier lockerte die Sehnen, entspannte die Sprungflechsen, hob sich hoch. Lober hob sich hoch. Das Tier warf sich zur Seite, reckte den Hals nach einem Ausweg. Lober warf sich zur Seite, sperrte ihm den Blick. Und wieder duckte sich der schwarze, muskelbebende Leib zusammen, und wieder duckte sich Lober, verlegte ihm den Weg, trotzte ihm, lockte und zwang ihn, verzweifelt und zäh, auf sein Gesicht. Da hörte er hinter sich einen Laut, einen leisen, erstaunten, weich lockenden Kehllaut, und in diesem Augenblick flog der schlanke, schwarze Leib des Panthers, wie vom Bogen geschnellt, scharf über Lobers Haupt weg, prallte auf einen dunklen Körper, stürzte mit ihm zusammen. Schwer und enttäuscht wandte sich Lober um. Da lag der Abessinier unter den reißenden Krallen und Zähnen, sein Kopf, halb vom Hals getrennt, mit offenen, weißbraunen Augen rückwärts nach oben gedreht, die Hände gespreizt, die tiefbraune Haut vom Blut gesprenkelt. Lober stand schwer geschüttelt und gepreßt. Es schien, als steige das Letzte, das Wildeste, das Vernichtendste in seine Kehle hinauf: als wolle er, aufbrüllend, sich auf den Rücken des Raubtieres werfen, in rasender, totgieriger Eifersucht.

Aber das Blut wich wieder aus seinen Augen, die Pupillen wurden blaß, groß und versonnen. Ganz langsam ging er mit kleinen, festen Schritten voran, ohne zu zögern, ohne zu schwanken. Und langsam, lautlos, rückwärts zur Tür hinaus, wich der Panther vor ihm.

Jetzt war kein Tier mehr drinnen, die Leiche des Abessiniers lag allein mitten im Raum. Tierwärter Lober setzte sich daneben, kaute an seinen Fingern. Sie fanden ihn erst nach zwei Stunden.

Graf Sternberg und Altgraf Erich Salm — Photo Weitzmann, Wien

WIE ADALBERT STERNBERG AUS WIEN ABREISTE

Von

ANTON KUH

Seit Wien aufgehört hat, die schöne, bezaubernde, menschliche Stadt zu sein, die es früher war, eine Bühne der aufregenden Bagatellen und Narreteien, und sich, wie ich ebenso boshaft wie richtig sagte, in ein „Belgrad am Gebirge" verwandelte — seither war es immer nur die Vorstellung von drei, vier Menschen, die meiner Rückkehr dahin Sehnsuchtsflügel gab.

Zu den drei, vieren gehörte Adalbert, aus dem urgräflichen Hause der Sternberge, mit der sprichwörtlichen Visitenkarte: „Geadelt unter Karl dem Großen, entadelt unter Karl Renner".

Denn dieser Sternberg, das große Enfant terrible auf der parlamentarischen Bühne Altösterreichs — im Sitzungsbericht hieß es: „Graf Sternberg (Wilder)" —, er spazierte gleich Peter Altenberg, der sich so lärmerzeugend und monologistisch um die eigene Achse drehte, als sei die ganze Stadt nur eine Arena für seine monomanen Erhitzungen, breit, laut und souverän durch die Stadt, hutlos, den breitmündigen, cäsarischen Bullykopf voran, immer, selbst wenn nüchtern, berauscht und doch nie betrunken, und wenn er, ohne in seiner Rede abzusetzen,

sich vor dem Hotel „Sacher" bei hellem Tageslicht gegen gewisse unbegreifliche Gebote des Anstandes versündigte, so stießen sich die Wachleute unentschlossen an und sagten: „Der Sternberg".

Der Peter Altenberg der Aristokratie, — so hätte man ihn nennen können, wenn sein Wesen nicht jedem ekstatischen Barfußgängertum und jeder Literatenart so abhold wäre. Er hatte dem Dichter, dessen Erkenntnisse er billigte, ohne ihm deshalb verzeihen zu können, daß er seine Unabhängigkeit an Nachtlokalmäzene verkaufte (ein leiser Merks für den Schreiber dieser Zeilen!), manche Flasche Champagner spendiert. Aber er nannte ihn einen „logisch denkenden Narren".

Und doch unterschied ihn vom also Bezeichneten nicht mehr als das, was den Shakespeare-Edlen vom Shakespeare-Narren unterscheidet, etwa den Grafen Kent von Lears Hofnarren. Das ist: ein Dimensionsgefühl für Zeit, Zusammenhang, Geschichte, ein Mitspielerbewußtsein, ein Zwang, die Welt nicht minder wichtig zu nehmen wie das Leben, das sich in ihr abspielt.

Hätte er sich schon vor, statt erst nach Ablauf seiner Offizierszeit tiefer zu bilden begonnen, aus seinen Absonderlichkeiten hätte ein ganzes, großes Werk erblühen können; vielleicht ein Stendhal-Opus; vielleicht eine politische Tat. So aber blieben alle Originalkräfte dieses Renaissancemenschen aus dem Hotel Sacher dem etwas schlampigen Schaft eines k. u. k. Offiziers aufgepfropft. Das war ja auch der allzu billige Einwand, durch den sich Bessergeartete der Pflicht überhoben glaubten, ihn als voll zu nehmen.

Er war zuerst Querulant, Duellgraf, Abenteuermensch. Hat dem armen Kaiser Franz Josef das Leben sauer gemacht. Wie irrsinnig mußte der Reichstagspräsident Vetter von der Lilie die Glocke schwingen, als Adalbert Sternberg, in eine wütende Rehabilitationsfehde mit dem Hause Habsburg oder besser gesagt dessen Generalstabskorps verwickelt — es war ihm die Offizierscharge abgesprochen worden —, in den Saal rief: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß!" Damals wurde sein ganzer Ahnenstolz auf das ältere, historisch berühmte Geschlecht der Sternberge gegen das unfähigere Throngeschlecht rebellisch. Er gewann den Kampf, ging in eine Dankaudienz und küßte dem alten Kaiser die Hand.

Das war die große rednerische Triumphzeit, als er, vom Burenkriege heimgekehrt, auf tolle Art, nämlich mit einem Shakespeareschen Domestikentrupp von Dorf zu Dorf und Stadt zu Stadt ziehend, ein böhmisches Mandat erbeutete.*) Die Abgeordneten strömten aus allen Gängen des Hauses zusammen, wenn der „Nicht-ernst-Genommene" das Wort ergriff.

*) In Gitschin, dem Städtchen, wo die Preußen Anno 66 über die Österreicher siegten, kam er in eine gegnerische Versammlung von 160 Wahlmännern. Der Gegenkandidat hielt eine salbungsvolle Rede, in der er u. a. sagte: „Der Staat ist ein Adler, der Kopf das ist der König, der Leib das sind die Untertanen und die Flügel das sind die Fittiche der Kunst und Wissenschaft, mit denen er emporschwebt zu den ewigen Gestirnen." Da rief Sternberg vom anderen Saalende: „Und Sie sind das A . . . . . ch!" Gitschin war gewonnen.

Da stand ein Mann von Danton-Wuchs, mischte Schneidiges und Geniales, schwadronierte, brillierte, schwang Witzkeulen und zog sich ab und zu den rhetorischen Rock aus, um nach dem Volksmund zu sprechen. Seine Gesinnung? Etwa: demokratischer Macchiavellismus. Gegen alles Morsche, Faule, Talentlose in den privilegierten Klassen und Ansichten, für die Privilegiertheit des durch Blut und Vernunft Überlegenen. Das scheint nihilistisch. Im Grunde aber war die Wurzel so widersprechender Gesinnungen nichts anderes als Aristokratie. Die ingrimmige Wucht, mit der er die Mehrzahl seiner Stammesgenossen bekämpfte, ist dazu kein Widerspruch; er tat es aus dem Gefühl höherer Adelswürdigkeit gegenüber jenen, die durch Verlotterung oder Dummheit ihre Klasse befleckten. Ebensowenig aber sprach eine andere, noch verfemtere Eigenschaft dagegen: sein Gerechtigkeitsgefühl. Es hat ihm bei einem Teil des Hochadels den Beinamen des „letzten Kavaliers" eingetragen. Und diese Titulatur kam mir unlängst wieder in Erinnerung, als er, der so viele um beleidigter Frauen willen ausgetragene Duelle zu bestehen hatte, für die Urenkelin des Kaisers, die Prinzessin Windischgrätz, bei den Blättern Genugtuung erstritt.

Gedö, Graf Sternberg

Die Broschüren und Bücher, die er damals schrieb, enthalten erstaunlich viel Scharfes, Prophetisches, Morgiges. Ich hielt kürzlich eines von ihnen in der Hand. Was fand ich da, o Wunder, auf dem Umschlag? Ein begeistertes Lob Erich Mühsams. —

Graf Sternberg hätte, als der Krieg und Österreich aus war, ruhig auf eines seiner böhmischen Schlösser gehen können. Aber er brauchte die große Kulisse, auch wenn sie nur mehr Größe vortäuschte, er brauchte die Bühne, auch wenn sie keine mehr war. Er blieb also, wiewohl nach schulmeisterlicher und enger Auslegung Tscheche, daheim. Sprühte wie zuvor Wut, Begeisterung, Edelmut und Kraft. Bekämpfte, da es sonst nichts zu bekämpfen gab, mit noch größerer Verbissenheit als ehemals seine unwürdigen Standesbrüder, die „Falschspieler" und „Ehrabschneider" des Jockeiklubs. Es war ein Kampf um die eigene Ehre, ausgetragen als Gesinnungskampf. Endete mit einer Ohrfeige, deren Empfänger beim letzten österreichischen Kaiser die Stelle eines Oberhofmeisters versehen hatte, und ungezählten Prozessen.

Wiewohl monarchisch gesinnt, haßte er, der Habitué Österreichs, nicht bloß diese Kamarilla, sondern auch den neuen Geist der Bürokratie und Justiz, der aus geheimer Abneigung gegen die Republik plebejische Übeltaten auf sich lud. (Der Justizmord an einer armen Bedienerin, für die Sternberg mehr Verve aufbrachte, als alle Zeitungen

zusammen, war nicht die geringste darunter.) Aber nun geriet er in ein Doppelfeuer aus der behördlichen Ohrenbläserei der Angegriffenen und der Dummheit der Mißversteher. Die Polizei, ohnedies ungern mit Originalen beschäftigt, atmete auf. Sie konnte sich den Witz leisten, den wegen seiner Monarchistenmolestierungen, seiner Angriffe auf die Pseudorepublik Mißliebigen aus dem Land zu treiben, weil er die Republik beleidigt habe.

Wie oft hatte ich ihn gewarnt und zu ihm — ich setzte es hernach in eine Zeitung — gesprochen!

Das Reden war umsonst, der Graf war ausgewiesen. Aber so leicht ging es vorderhand doch nicht. Er berief zunächst eine große Abschiedsversammlung ein, um sein „politisches Testament" vorzutragen. Sie fand in einem riesigen Vorortsaal statt, vor tausenden Menschen. Er hätte die mit zwei Worten alarmieren, als Kerntrupp einer Auflehnung gewinnen können. Hatte er doch eine Woche vorher, als er mit einem Blick auf den Prälaten Seipel (den ehemaligen Hofmeister eines Fürsten Schönborn) und mit einem zweiten auf den Kanzleichef des Kanzlers (den ehemaligen Hofmeister des Fürsten Fürstenberg) in einer Versammlung ausrief: „Früher wurden wir von den Fürsten beherrscht, heute beherrschen uns die Hauslehrer dieser Fürsten!", so sehr den Saal fasziniert, daß man ihm schon in Hinsicht auf die erquickend häufige Wiederholung der Worte „Schwein", „Schweinehund", „Kanaille" das Prädikat verlieh, „ein neuer Abraham a Santa Clara" (bei der Polizei brach ihm dieser Ruhm den Kragen).

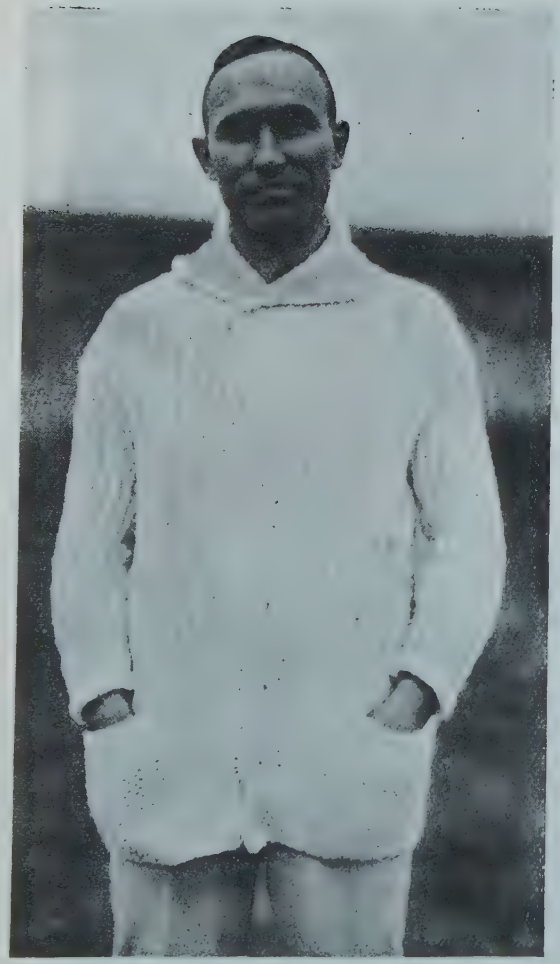
Aber er kam mild, taubenzüngig, maßvoll, er tat, wie Richard III., da er sich mit zwei Beichtvätern auf der Loggia zeigte, seinem heißen Blut Zwang an, hielt in der Rechten eine Prachtausgabe der „Vulgata" (man staunte den herrlichen Einband an, stellte sich abenteuerliche Palastreichtümer dazu vor, und diese Vorstellung wirkte stärker als der geweihte biblische Inhalt) und hielt, wie man auf solche ausgekühlten Reden sagt, eine „Programmrede". Er wollte in einer wunderbar naiven Überschätzung heutiger Staatlichkeit und in der Meinung, es gäbe in den schoflen und kleinen Demokratien noch Raum für Richelieuschlauheit, den Fürsterzbischof für sich gewinnen, der ja allerdings noch immer der eigentliche Herr über Wien und Österreich ist. Er entwarf also das Bild eines zum Erben der juste-milieu-Parteien bestimmten katholischen Sozialismus — tief ernst gemeint übrigens — und begründete es in merkwürdiger Übereinstimmung mit Franz Bleis neuestem Weltbild etwa damit, daß die „ratio", das aufgeklärte Zweckmoment, als Ideenantrieb hinter den heutigen Staaten versagt habe, daß also an seine Stelle wieder etwas Mythisches, eben der Katholizismus, treten müsse.

Aber, sei es, daß die Gedanken dieses Abschiedsabends zu nobel waren, sei es, daß die Mäßigung den Sprecher in einen Abraham a Santa Unklara verwandelt hatte — die Massen jubelten auf, als ihm nach solcher gesalbten Vorrede zum erstenmal das Wort „Schweinehund" entschlüpfte.

Zwei Tage danach sollte er Wien verlassen.

Photo Rieß

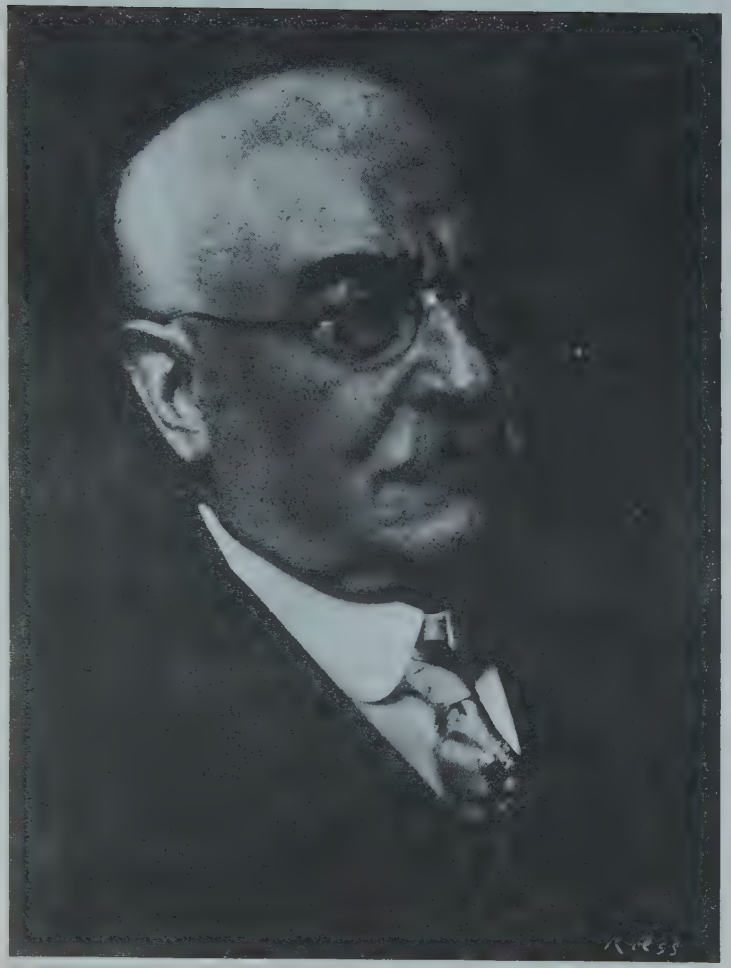
Renée Sintenis



Hubert Houben,
Deutschlands schnellster Kurzstreckenläufer

Paul Oscmella
Deutscher Amateurmeister im Bahnradfahren

Photo Riebicke
Dr. Otto Peltzer
Deutscher Meister im 800- und 1500-Meter-Lauf



Geh. Rat Carl Duisberg

Katharina v. Oheimb

Photos Rieß

Photo Bonney

Jean Patous amerikanische Mannequins

Photo Julius Söhn, Düsseldorf

Julius Hübner, Die Familie Bendemann. Düsseldorf, Jubiläumsausstellung

Ich hatte — teils aus Vorliebe für den Grafen, teils aus Wut über die scheinheilige Begründung des Ausweisungsdekrets, endlich aber, um dem Exilierten noch eine letzte saftigere Redemöglichkeit zu bieten — einen feierlichen Bahnhofsabschied angeregt.

Aber die Polizei, die den Grafen schon den ganzen Tag über in seiner geliebten Grandhotel-Bar überwacht hatte, bekam Wind von der Sache und ließ den Bahnhof absperren, daß er erst zehn Minuten vor Abgang des Zuges hätte geöffnet werden können.

Nacht und Nebel. Adalbert, aus dem urgräflichen Hause Sternberg, klettert heimlich über die Waggonreihen zu dem Gleise, wo sein Zug steht. (Hier halte ich die Einschaltung für angebracht, daß er 58 Jahre zählt.) Seinen Freunden hilft ein Schwindel. Sie überrennen alle, Zeitungsnamen rufend, den Bahnhofsportier. Bald sind es zwanzig: Sternbergs Freund und Parteigänger Altgraf Salm, ein Graf H., ein Baron S., ein paar Künstler, ein Varietédirektor.

Aber da sind noch etwa dreißig unbekannte und wohlgenährte Herren. Detektivs der Staatspolizei.

Ich rufe donnernd: „Hoch!" und werde von sechs Herren am Arm gefaßt. „Reden verboten!" Ich verspreche es scheinheilig, finde aber doch noch Atem und Stimmkraft, um die folgenden Worte zu sprechen:

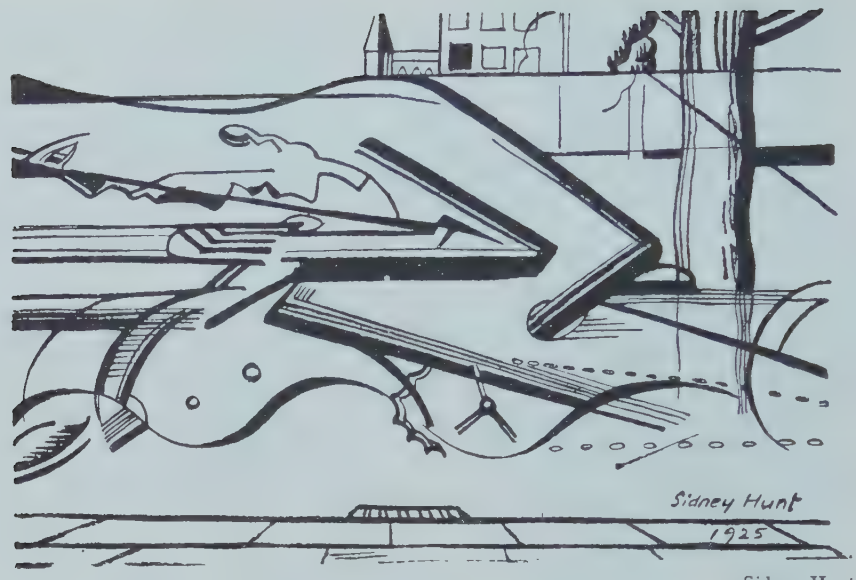
„Gestatten Sie mir, Herr Graf, daß ich namens der theoretisch Ausgewiesenen dieser Stadt Ihnen ein paar Worte zum Abschied sage. In diesem Staat, wo der Staatsbürger wie in einer Schule hundertmal abschreiben muß: „Ich soll keinen Anstoß geben!" — ist für Männer Ihrer Art kein Platz. Da diesem Staat der Anschluß an Europa versagt ist, so betreibt er den Ausschluß der Europäer. Ich bitte Sie wenigstens darum, daß Sie als einer der letzten Europäer Wiens jetzt im Auslande diesen Staat nach Kräften diskreditieren, und gratuliere Ihnen dazu, daß Sie ihn verlassen müssen."

Man ergreift mich. Sternbergs alter Diener, einen fremden Passagier mimend, ruft: „Bei uns zu Hause wäre das nicht möglich!" Sternberg wird plötzlich umringt: er soll die Polizei beleidigt haben. Man packt auch ihn. Aber da fällt den Verhaftern offenbar ein, daß sie durch diese Zurückbehaltung der eigentlichen Absicht, ihn auszuweisen, zuwiderhandeln, und sie lassen ihn wieder frei. Anders geschieht es mir. Ich werde bis zum Abgang des Zuges in einem Raum zurückbehalten.

Als ich ihn verlasse, ruft Sternberg eben gutgelaunt aus dem davonrollenden Wagen: „Im alten Österreich haben die Prälaten einen Bauch gehabt, im neuen haben ihn die Detektivs!"

Dann rollt der Zug in die Nacht. —

Im Proszenium Wiens wird also künftig der riesige, barhäuptige und gutblickende Mann fehlen, der seine Freunde auf der Ringstraße gerne mit Worten wie diesen anrief: „Sie, he, am meisten imponiert mir der König Wladislav von Polen. Dem hat man die wichtigsten Staatsangelegenheiten vor neun Uhr früh vortragen müssen, weil er nachher schon besoffen war."



Sidney Hunt

DIE ERSTE SCHLACHT

Von

ADALBERT GRAF STERNBERG

Ich fuhr im Herbst 1899 über Ostafrika nach Delagoabai, um mich nach Prätoria zu begeben und dort auf Seite der Buren den Krieg mitzumachen. Das Schiff, das mich dorthin brachte, hieß „König", von der Woermannlinie. Es war überfüllt, und zwar mit lauter kriegsfrohen Reisigen, Ärzten und Krankenschwestern. Nur eine kriegsfremde Familie war an Bord, der neue Gouverneur von Baira, ein Portugiese, der eine stets seekranke Frau und zwei allerliebste Töchter hatte, von denen eine Pequenina hieß, weil sie gar so klein war. Als er mich einmal bei einer kleinen Umarmung dieser Maid ertappte, intonierte er das Lied: „Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen, behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein". In Delagoabai kamen wir an einem brennheißen Tage nachmittags an. Ich hatte mich mit einigen englischen Offizieren an Bord angefreundet, welche nach Port Elizabeth fuhren, um von dort nach Ladysmith einzurücken. Delagoabai gehört zu den schönsten Häfen der Welt. Kriegsschiffe lagen im Hafen, eine englische Eskader, ein französisches Kriegsschiff und ein kleines portugiesisches. Die Engländer, darunter vier Brüder des Lord Granfell und ich, machten einen Ausflug in ein Restaurant, das auf dem steil aus dem Meer hinaufragenden Berge lag. Dort gab es Pommery, und drei österreichische Musiker begleiteten ihre Lieder auf Mandolinen. Sechs Wochen trennten

mich von meiner Heimat, und das Herz schwoll nun bei den heimatlichen Wiener Liedern. Mitten in dem tropischen Afrika widerhallte es von „Da habt's mei G'wand", „Der alte Steffel blickt auf uns dann nieder" usw. Der gekühlte Pommery floß auf der zu Leder vertrockneten Zunge herab wie Öl, und der verschlummerte Übermut wurde immer wacher und wacher. Als es schon sehr dunkel geworden war, traten wir den Heimweg an. Wir hatten beschlossen, die Musikanten mit an Bord zu nehmen. Und siehe, es standen nur zwei Wagen zur Verfügung, so daß die Musikanten den einen Wagen füllten, während wir sechs Herren uns teils im Wagen, teils auf dem Rücken der Pferde unterbrachten. Das eine Pferd aber war ein Maulesel, der gewaltig ausfeuerte. Der Kutscher schimpfte portugiesisch und gab mit der Peitsche einem der Reiter einen Schlag. Daraufhin sprang dieser ab und prügelte den Kutscher ordentlich durch. Der Kutscher weinte bitterlich und fuhr dann in die Stadt, aber nicht, wie wir wollten, in den Hafen zum „König", sondern zu der Polizeistation, und pfiff dort einige Male. Darauf kamen einige portugiesische Polizisten heraus, denen der Kutscher uns unverständliche Dinge erzählte. Die portugiesischen Polizisten begannen nun mit uns zu sprechen. Wir aber verstanden kein Wort. Da packte einer von ihnen einen der englischen Offiziere bei dem Arm und wollte ihn aus dem Wagen herauszerren. Dieser aber sprang aus dem Wagen und boxte den kleinen Kerl nieder. Da pfiffen nun die anderen Polizisten, und es kamen ihrer noch zwanzig aus der Wachstube mit gezücktem Schwert heraus. Ich stürzte mich auf den einen, entriß ihm das Schwert, und nun fing eine regelrechte Schlacht an. Die Engländer waren nicht so glücklich wie ich, ein Schwert zu besitzen, und verteidigten sich mit den Fäusten. Es regnete nicht nur Finsternis, sondern auch dicke, schwere Regentropfen herab. Als die Schlacht auf ihrem Höhepunkt stand, erscholl ein Kommandoruf, und der Kampf hörte auf. Wir wurden in die Wachstube geführt, und dort konnte man bei Licht erst alle Verwundungen sehen, welche die Folgen des Kampfes waren. Niemand hatte mehr einen Hut, dagegen Löcher in den Kleidern und den Kragen abgerissen, und alles war über und über mit Blut befleckt. Der Offizier, der dem Kampfe ein Ende bereitet hatte, eröffnete ein Protokoll mit den Personalien. Er verstand nur Portugiesisch. Nach langem Warten kam endlich ein französischer Dolmetsch. Französisch konnte nur ich, so daß nur meine Aussagen protokolliert werden konnten. Der Kutscher hatte angezeigt, daß wir ihn verprügelt hätten. Als der Offizier unsere Nationale festgestellt hatte, wurden wir unter Eskorte zum englischen Konsul geführt. Dort war der Kommandant der Eskader und einige Offiziere eben zu Gast. Der Konsul konnte sich vor Entsetzen bei unserem Anblick nicht erholen. Als ihm der Werdegang der Geschichte mitgeteilt wurde, lachte er und konstatierte vor allem, daß wir nüchtern waren. Dann entließ er uns in loyalster Weise.

Ich sollte nun auf das österreichische Konsulat geführt werden. In Delagoabai hatte man von der Existenz eines Staates, der Österreich

hieß, keine Ahnung. Also führte man mich aufs deutsche Konsulat. Die Engländer waren so verständig, mich nicht allein gehen zu lassen, sondern begleiteten mich dorthin. Der deutsche Konsul, ein Graf Hardenberg, nahm die Sache ganz anders auf als der englische Konsul. Er behandelte uns wie ein Lehrer seine schlimmen Jungen und hielt eine regelrechte Strafpredigt, entließ uns aber schließlich auch. Jetzt erst konnten wir mit den Musikanten, die uns auf dem Leidenswege treu begleitet hatten, zum „König" zurückzukehren. Dort herrschte größte Aufregung, denn am nächsten Morgen sollte alles aufbrechen und mit einem Extrazug nach Commatoport fahren, wo die Zollgrenze Transvaals war. Am Vorabend verabschiedete sich nun jeder von seinen ihm lieb gewordenen Reisekameraden.

Als wir nun in unserem Aufzug daherkamen, wurden wir das Opfer bereits stark weinseeliger Bordbewohner, die es an Spott nicht fehlen ließen. Der Arzt verband hierauf die Wunden, und die Musiker sangen ihre Weisen. Ein kühles Lüftchen wehte in den perlendicken Schweiß hinein, vom Ufer aus hörte man das tausend- und millionenstimmige Streichquartett der tropischen Grillen, der Mond stand zum Greifen nahe, wie eine riesige Orange senkrecht über uns, und die Schiffe im Hafen kamen uns mit ihrem Licht am Mast wie Sterne vor. Eine Welt sollte nun, nachdem sie sich durch sechs Wochen gebildet hatte, in tausend Trümmer zerfallen. Aber für elegische Stimmungen gab es keine Zeit.

Der Baron Reitzenstein, ein schneidiger Kavallerist, der für die deutschen Offiziere den Distanzritt Wien—Berlin gewonnen hatte, ein baumlanger Baron namens Dewitz aus Mecklenburg und ein Schiffsarzt, mit dessen Kopf man hätte Kegel spielen können, hielten bei Becherklang bis frühmorgens aus. Da schlich von weiter Ferne dunkelroter Schimmer durch das Meer. Schleier zerrissen, und der Atem der Wellen kühlte sich etwas ab, als der Tag anbrach, der letzte vor dem Betreten des Landes, in dem der Krieg tobte.

Als wir den Zug bestiegen hatten und die Zeitung von Lourenço Marquez uns zu Gemüte führten, lasen wir von einem Aufruhr und nächtlichen Überfall der Engländer auf die Polizeistation, der unter schweren Verlusten abgeschlagen wurde. In Commatoport begegneten wir dann den ersten Militärs in Khakiuniform. Ein Feldkornet visitierte die Pässe, und alles das, was wir dann im Weltkriege an Schikanen, Plackerei, Erlaubnisscheinen, Trinkverbot usw. erlebt haben, erlebte ich schon damals.

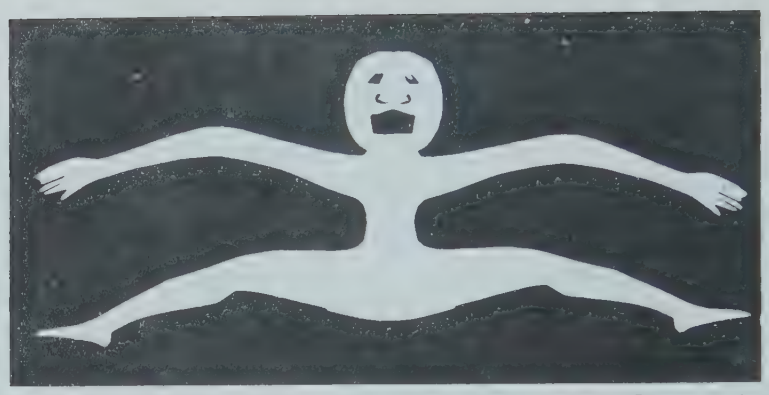
In Prätoria wurde die holländische Zeitung „De Volkstem" herausgegeben, die ebenfalls sehr eingehend über den Überfall der Engländer auf die Polizeistation in Lourenço Marquez zu berichten wußte. Bald nach meiner Ankunft in Prätoria erhielt ich ein langes Schreiben von einem der Brüder Granfell, worin er mir mitteilte, daß er noch vor seiner Einkleidung in Offiziersuniform gleich bei seiner Ankunft bei einer nächtlichen Rekognoszierung gefangen genommen wurde und in das

Gefangenenlager der Mannschaft gebracht wurde. Es gelang mir dann, durch Intervention eines Bekannten in Prätoria, dessen Transferierung in das Offizierslager zu bewerkstelligen.

Interessant war die Ankunft der Gefangenen in Prätoria. Der Zug fuhr in die Station ein, und die ersten Wagen enthielten die Offiziere in Coupés II. Klasse. Sie saßen gottergeben da und schauten zum Fenster hinaus. Der Oberst des gefangenen Regiments war über und über am Kopf bandagiert; er hieß Bullock. Ich erkundigte mich, was da vorgefallen war, und da erzählte der den Zug begleitende Feldkornet, daß dieser Oberst sich nicht ergeben wollte, und daß man ihn, der mit dem Revolver jeden zu erschießen bedrohte, der sich ihm näherte, mit dem Kolben des Gewehres von rückwärts niederschlagen mußte. Erst betäubt konnte er entwaffnet werden.

Es ist etwas ganz Merkwürdiges, wie die germanischen Blutströme sich seit den Zeiten des Tacitus wenig oder gar nicht verändert haben. Deutsche und Engländer werden trotz aller Zivilisation ihres edelsten Erbes, des Mutes und der Pflichttreue, nicht entledigt. Wie groß wäre ihre Macht, wenn sie diese herrlichen Tugenden gemeinsam verbrüdert in den Dienst der ihnen eigenen höchsten Kultur stellen würden, statt sich gegenseitig zu verbluten!

Touchagues



Andersen Scherenschnitt

ANDERSEN

Von

EHLERT W. GRASHOFF

Vor kurzem jährte sich zum fünfzigsten Male der Todestag des Märchendichters Hans Christian Andersen. Geboren 1805 als Sohn eines armen Schusters, starb er 1875 als dänischer Konferenzrat in Kopenhagen.

Ein merkwürdiger Mensch, der H. C. Andersen. Sein Leben mutet an wie eins seiner Märchen. Armer Leute Kind, verträumt und verspielt er seine Jugend in dem kleinen Nest Odense auf Fünen, abseits von der Schar gleichaltriger Gefährten, gelegentlich von ihnen verspottet, wie das häßliche kleine Entlein. Ein dunkler Drang, irgendeine große Sehnsucht treibt ihn hinaus in die Welt mit der ganzen Harmlosigkeit und Naivität seiner fünfzehn Jahre: „Berühmt werden", aber er weiß nicht recht wie und sozusagen als was. Nur ein Dichtergemüt konnte derart in das Blaue des Lebens hinauswandern oder ein Abenteurer, der die Welt erobern will. Aber vom Abenteurer hatte Andersen so gar nichts an sich. Er wollte auch nicht die Welt erobern. Er ging, sie zu suchen. Er folgte seiner Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik, und er fand sie. Er war vielleicht der letzte, der sie fand, der letzte wirkliche „Dichter", den wir erlebten, der „Dichter" war bis in das Tiefste seiner Seele, Dichter noch ohne den leis' ironischen Beiklang, ohne den wir heute uns das Wort nicht mehr vorstellen können.

Andersen Scherenschnitt

Mehr als jede Charakteristik sagt sein Leben und sein Werk, die beide bei ihm von einer ganz seltenen Einheit sind, und eines seiner schönsten Märchen ist vielleicht das Märchen seines Lebens,

das uns seine Feder hinterließ. Man kann das Ganze nur verstehen, wenn man vieles, sehr vieles des Heutigen vergißt, an schlagworthafte Lebensmaximen nicht mehr denkt und wieder etwas unmoderne Sehnsucht in sein Herz hineinläßt.

Allerärmlichste Verhältnisse begleiten Andersens Jugend. Aus einem Holzgestell, das bei einer gräflichen Beerdigung kurz zuvor als Unterbau für das Paradebett gedient, hat sich der Vater, ein Schuster, sein Ehebett selbst gezimmert, — die Mutter geht für fremde Leute waschen; das Kleinhandwerk hatte entschieden keinen goldenen Boden.

Andersen Scherenschnitt

In seiner Jugend hatte sich Andersen ganz in die romantische Welt des Theaters hineingelebt, soweit sie ihm durch Wanderschmiere und Gastspiele Kopenhagener Schauspieler aufgegangen war. Er schrieb Tragödien und Komödien auf eine ganz verzweifelte Art. Ein Stück z. B., welches der Junge schreibt: ein König soll auftreten und eine Königin. Aber er findet es nicht richtig, daß diese bei Shakespeare z. B. sprechen wie andere Menschen auch. Er fragt die Mutter und Leute umher, wie ein König eigentlich spräche. Es war sehr lange her, daß ein König in Odense gewesen, man wußte es nicht mehr, aber es würde wohl eine fremde Sprache gewesen sein. Der angehende Dichter verschafft sich ein Lexikon mit deutschen, französischen und englischen Wörtern in dänischer Übersetzung, und nun kann es losgehen, das Dichten. Von jeder Sprache ein paar Worte in die Reden des Königs und der Königin eingefügt, und die Sprachverwirrung, die allein so hoher Personen würdig war, war fertig.

In den ersten Schuhen seines Lebens marschiert Andersen, knapp fünfzehnjährig, in Kopenhagen ein. Er ist sehr stolz auf sie, ein jeder soll sie sehen, und darum steckt er die Hosen in die Stiefel. Er geht zum Theaterdirektor, um eine Anstellung zu suchen. Der betrachtet ihn und sagt, er sei für das Theater zu mager. „Oh," erwidert Andersen, „wenn ich nur mit hundert Reichsbanktalern Gehalt angestellt werde,

Andersen Scherenschnitt

so wollte ich schon fett werden.“ Der Direktor konnte aber nur Menschen gebrauchen, die „Bildung besäßen“. Die Tänzerin Madame Schall, der er sich zu gleichem Zweck vorstellt, hält ihn für wahnsinnig und beeilt sich, ihn loszuwerden. Er tanzte wohl sehr ungeschickt mit seinen langen Beinen, trotzdem er sich noch die Schuhe ausgezogen, die schönen neuen Schuhe. Das Leben schien ihn in sein Proletarierdasein zurückwerfen zu wollen damals in Kopenhagen, das er so mutig zu erobern ausgezogen war. Aber es finden sich Freunde und Gönner, die ihm helfen, sein Schifflein durch mancherlei Klippen zu steuern hinaus auf das hohe Meer des Lebens, seinem eigentlichen Berufe entgegen, dem Dichtertum. Wir wissen ja von Spitzweg und anderen, daß Dichter sein sehr schwer ist, es bringt fast nie etwas ein, weder Anerkennung noch Geld. Andersen ging es lange Zeit nicht anders, doch schließlich und endlich kam er zu allem, was ihm ein altes Weib in seiner Jugend prophezeit, auch zur Illumination zu seinen Ehren in Odense.

Chamisso hatte seinen Peter Schlemihl lange geschrieben, bevor er Andersen kennenlernte. Der Peter war auch wohl sein eigen Bild, aber merkwürdig, wie es auch auf Andersen paßt. Mit langen Beinen zieht er in Europa umher, setzt den Fuß nach Afrika, — mit den langen Beinen, die Jenny Lind liebenswürdig verspottet, als er ihr sein volles Herz zu Füßen legen will. Da ist auch der Schatten, der ihm fehlt, dem sich sonst alles wie nach göttlichem Willen im Leben fügte: die Liebe geht an ihm vorbei. Dreimal kommt er zu spät, zuletzt bei der schönen Jenny Lind. Dafür freilich erringt er sich um so ungeteilter die Zuneigung der Kinder. Er sitzt und erzählt, und beim Erzählen schneiden seine geübten Finger aus Papier die wunderlichsten Figuren zu seinen Märchen. Primitive Bilder, Erinnerungen an sein Puppentheater in Odense, scheinbar ebenso wertlos wie das Material, aus dem sie gefertigt, und doch sind sie das Entzücken der Jugend, der Jugend, der sie nach dem Erzählen überlassen werden. Noch heute existieren Hunderte dieser Scherenschnitte von seiner Hand und manche noch getreu von gleichen Händen aufbewahrt, in die sie der Märchenerzähler einst vor Jahrzehnten legte.

Photo René Fülöp Miller

Grusiner (Georgier) im Hafen

Photo Galerie Flechtheim

Gustave Courbet, Der Steinklopfer

Photo Renger-Patzsch

Orchideenblüten (Brassia verrucosa)

Photo G. Riebicke

Tanz im Freien

Photo Marc Vaux

Pascin, Gespräch. Oelgemälde. Galerie Pierre, Paris

Photo Gal. Flechtheim, Düsseldorf

Ilse Behrens, Terrakotten

Ein ungehobener Schatz noch sind die Zeichnungen, die Andersen von seinen Reisen mitbrachte, und die das Andersen-Haus in Odense aufbewahrt. Kleine Erinnerungsblätter nur, die gewiß nichts mit „hoher Kunst" zu tun haben. Aber revidierten wir nicht schon seit langem unsere Begriffe von der Kunst? Hier hat eine ungeübte Hand den Stift geführt, aber ein klares, begabtes Auge sah Wesentliches, und es entstanden Zeichnungen von höchstem Reiz und treffender Form. Es ging Andersen wie Goethe: er wußte nicht, wie schön er zeichnen konnte. Schließlich ist es ja auch mit den Scherenschnitten nichts anderes, — sie sind primitiv und kindlich, aber es steckt etwas in ihnen, das sie wertvoll macht und sie über viele routinierte Kunst hinaushebt.

Der Versuch des Dichters, über sich selber klar zu werden, eine Art Zeugnis seiner selbst in seiner kritzeligen Handschrift auf vergilbtem Blatt: Kinderliebe: groß; Anhänglichkeit: groß; Erotik: klein; Zerstörungstrieb: klein; Erwerbssinn: klein; Eigenliebe: mittelmäßig; Gefallsucht: groß; Vorsicht: groß; Gutmütigkeit: sehr groß; Ehrfurcht: mittelmäßig; Rechtsgefühl: mittelmäßig; Hoffnung: groß; Idealismus: sehr groß; Sinn für das Wunderbare: groß; Allgemeines Auffassungsvermögen: groß; Nachahmungstalent: groß; Wort- und Sprachgefühl: groß; Witz: sehr groß; Kausalität: groß; Ortssinn: mittelmäßig; Formsinn: mittelmäßig; Farbensinn: klein; Zahlensinn: klein; Gehör: sehr groß.

*

Die Abbildungen sind mit Erlaubnis des Verlages entnommen aus: H. C. Andersen, Billedbog. Udgivet af Poul Uttenreitter. Med fovord af Hans Brix. 1924 Slesvigsk Forlag, Kobenhavn-Flensborg.

Andersen Scherenschnitt

Rudolf Großmann Poiret

BEI POIRET

Von

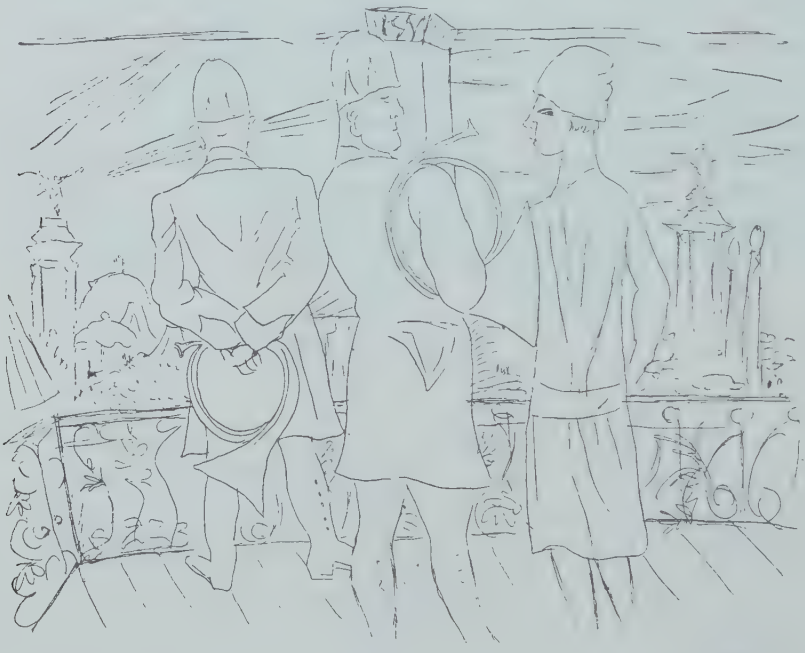
RUDOLF GROSSMANN

Als von der Pariser Ausstellung nur einzelne Pavillons offen, da bliesen schon stolz die cornes de chasse von der Höhe des Pavillons de champagne über das Gelände hin, und neugierig rollten valutastarke Engländer- und Amerikanerinnen über chinesisch frisierte Brücken. In der weißlich schimmernden improvisierten Zuckerstadt, in die das patinierte Paris der großen Könige, das Paris Napoleons hereinragt, den ganzen Klimbim leicht ironisierend, schwammen längs der Seine, als erste Attraktionen, die rechtzeitig fertig wurden, die Poiretschen péniches (Pinassen): Mittags sieht man oft Poiret selbst, im Schatten eines roten Schirmes, wie ein großer fleischiger Pilz auf Deck sitzend, vornehm, unbeweglich. Um ihn herum laufen Kellner, Angestellte

präsentieren Abrechnungen, hübsche Modekünstlerinnen bringen mit ehrfurchtsvoller Scheu ihre Entwürfe (dann und wann soll er auch einen ankaufen). Um 5 Uhr beginnt in der péniche d'orgue der thé dansant. Die Mannequins defilieren. Sie sind ausgesucht hübsch. Jede hat irgendeinen Akzent nur für sich. Man behält sie. Wie bei der einen die Knie nervig federn, der kleine nez retroussé naiv kindlich in die Luft ragt, wie die Hüftenlinie sich vorwärts schlängelt — — — Einige sind ganz ungeschminkt, bei anderen, die sich maquillieren, kommt es trotzdem nicht zu jenem fatalen Universaltyp der tausend petites femmes von Paris, denen nichts mehr eigen ist, von denen eine wie die andere aussieht, und die ein kommunistischer Eros alle gleichmacht. Sie bewegen sich leicht, von Zeit zu Zeit lächelnd, durch die gaffenden, schwitzenden Zuschauer, ohne die übliche Mannequinstellung mit Standbein. Abends beim Galadiner erscheint der Modekünstler und maître tailleur Poiret, das Sektglas in der Hand, Bekannte begrüßend. Der gallische, sonst liebenswürdig bewegliche Hahnenkamm ist bei ihm prätentiös und ganz unfranzösisch geschwollen. Unter saturiertem Fett zittert eine feierliche Melancholie, als ob Allzurundlichwappliges den

Rudolf Großmann — Poirets Caroussell de la Vie Parisienne

Genius in seinen Aspirationen zu sublim phantastischen Frauenkleidern resigniere. (Vielleicht war es auch seine Pleite, von der man später in Deutschland erfuhr.) Halb gesenkt hängen müde Augendeckel wie große Eierschalen über einer raffiniert geschmacklichen Nase. Als er auftritt, knattern durch die péniche-Luken leuchtende Raketen und Feuergarben. Kleider und Sessel leuchten rot auf mit phantastischen Ornamenten, Brunnen springen kühlend in allen Regenbogenfarben auf der Seine draußen, und die grotesken Holzfiguren des flimmernden Poiretschen caroussell de la vie parisienne grinsen herüber. Die Jazz gröhlt. —



Rudolf Großmann — Poiret-Ausstellung

Des Morgens, in dem eleganten Viertel der Champs Elysées, sitzt der Modekünstler wie ein Pascha auf türkischen Teppichen, umgeben von Federwedeln und phantastisch gekleideten Wachspuppen. 30 Grad Hitze! Auch die Mannequins schwitzen. Sie ziehen sich aus und an. Aus klassisch phantastisch geblümten Gewändern biegen sich vom Ärmelansatz an nackte, schlankweiche Arme. Alles schwirrt, zirpt, flötet, wie in einem Vogelkäfig von Paradiesvögelchen. Kleider, Mäntel werden an- und ausgezogen, wie Meinungen gewechselt, mit einer gewissen Grausamkeit. Man behält sie ja nicht, tauscht das Gefieder nur für andere. Auf Kommando einer Matrone mit verständnisvollen Blicken marschieren gleich zwanzig auf, aus denen ich fünf aussuche.

Ich erkläre ausführlich und etwas stockend, daß mir zunächst das ganze Leben und Treiben der Mannequins in seiner Grazie festzuhalten wichtiger sei, als die Paradekleider zu zeichnen, die sie beibringen; zumal die eine da in den Hosen könnte genau so bleiben. Sie stehen unbeweglich, wie Göttinnen, überzeugt, daß der Reflex ihrer Schönheit auf meinem Papier unverfälscht wiedererstehe. Ich suche Rückendeckung gegen eine Kleiderbarrikade hin, aber eine umging mich und sah von hinten zwischen Mäntel und Rüschen durch. „Mais vous faites des caricatures de nous!" Keine hielt mehr still, alles wirbelte durcheinander. Kleider — Dessous — Rüschen — meine Papiere, als ob ich den Tempel der Vestalinnen entweiht hätte. Ich habe mich dafür gerächt, und als sie glaubten, ich sei schon weg, belauschte ich sie aus einem Versteck, als sie sich hinter einem Paravent abschminkten und umzogen und, sich allein glaubend, gegenseitig Abenteuer und Ansichten über Männer tauschten.

BALZAC: EINE REVISION SEINER BEDEUTUNG

Von

MARYSE CHOISY

Als der Kolonialwarenhändler erfahren hatte, daß Literatur ein einträgliches Geschäft geworden war, sprach er zu seinem Sohn:

„Mein Kind, wenn man gerissen ist, kann man mit der Feder mehr Geld verdienen als mit Salzverkaufen. Schreibe Romane!" Und der Sohn des Kolonialwarenhändlers schrieb die Romane, die man kennt. Der erste also, der damit brach, die Literatur als einen vornehmen Zeitvertreib für Grandseigneurs zu betrachten (was sie in den schönsten künstlerischen Perioden gewesen war: während der hellenistischen Epoche, während der Renaissance und in dem großen Jahrhundert des Louis XIV.), der erste, der von dem Ertrag seiner Feder leben konnte, war schuldig an der Sintflut der Federfuchser, die der Entdeckung des Kolonialwarenhändlers folgte.

Der erste, dem es gelungen ist, vom Ertrag seiner Feder zu leben und sogar einige Schulden zurückzuzahlen, die er noch vor dem Eintritt in die Gemeinschaft der Literaten eingegangen war, war Honoré de Balzac. Und dies ist vielleicht sein größter Ruhmestitel, ein mildernder Umstand und seine mehr oder weniger berechtigte Entschuldigung.

Hätte Balzac, wie Flaubert, eine Rente gehabt oder einen Beruf und viel Zeit, die er hätte totschlagen müssen, so hätte er möglicherweise geschrieben wie der Dichter von „Madame Bovary", hätte vielleicht ein vollendetes Meisterwerk zustande gebracht. Aber Balzac hatte nichts als Gläubiger, und das erklärt die Hast, die selbst die besten seiner Werke kennzeichnet, und erklärt die Zugeständnisse, die er der Quantität auf Kosten der Qualität hat machen müssen.

Rudolf Großmann — Bei Poiret

Fast einstimmig ist es heute anerkannt, daß Balzac kein Künstler ist. Der große Kritiker Emile Faguet hat kürzlich in einem berühmten Aufsatz, in dem er den Balzacschen Satz im Detail analysierte, die zahlreichen grammatischen Unkorrektheiten, die Doppelsinnigkeiten und die stilistischen Mängel nachgewiesen, von denen es darin wimmelt.

Aber nicht nur im Stil, auch im Denken ist Balzac der wenigst französische der französischen Schriftsteller, der am wenigsten repräsentative für diesen gallischen Geist, der sich am besten in Voltaire inkarnierte, und der seinen Ausdruck findet in dem raschen Jonglieren mit Ideen, — wo aber „rasch" nicht mit „oberflächlich" zu übersetzen ist, denn Schnelligkeit ist durchaus vereinbar mit Tiefe.

Übrigens war es Nietzsche, der diesen Voltairischen Geist in einem seiner schönsten Aussprüche ausgezeichnet definiert hat. „Ich mache es mit den großen Problemen", sagt Nietzsche, „wie mit einem kalten Bade: schnell darin untertauchen und schnell wieder herauskommen. Zu glauben, daß man so nicht tief in das Problem eingedrungen ist, ist ein Vorurteil derjenigen, die das kalte Wasser fürchten."

Balzac aber ist ein strikter Antipode dieses voltairisch-nietzsche'schen Geistes. Balzac ist ein Freund der warmen Bäder. Er läßt sich darin nieder, wird träge und schlaff. Er würde sogar darin einschlafen, wenn nicht seine Gläubiger da wären und ihn drängten.

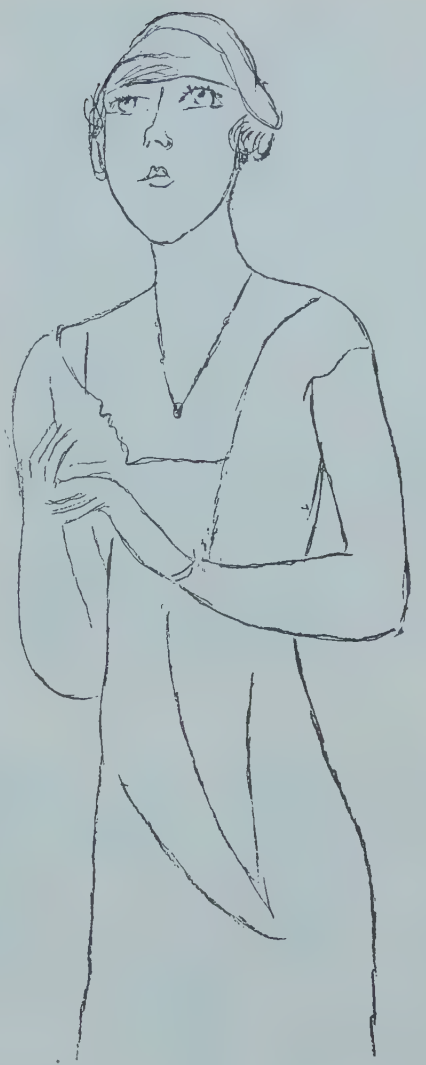
Diese Schwerfälligkeit des Geistes, die der Harmlose mit Tiefe verwechselt, und die Flüssigkeit des Stils, die ihn allen zugänglich macht, verbunden mit einer außerordentlichen Fruchtbarkeit (was den Bürger immer verblüfft), haben vielleicht am meisten dazu beigetragen, den

Anspruchslosen die Illusion seiner außerordentlichen „Kraft der Beobachtung" und „seines tiefen Verständnisses für die menschlichen Leidenschaften" zu geben.

In Wirklichkeit hat das kaufmännische Prinzip, die größtmögliche Leserzahl zu erreichen, ihn veranlaßt, sich den Gesichtspunkt des Mannes von der Straße oder des Kolonialwarenhändlers an der Ecke zu eigen zu machen. Und dies wieder ließ den Mann von der Straße oder den Kolonialwarenhändler an der Ecke sagen: „Halt, das ist genau, was ich denke; gerade so empfinde ich in der Tat." Und der Kolonialwarenhändler an der Ecke fühlte sich außerordentlich geschmeichelt.

Die Balzacschen Porträts, deren Psychologie man so gern bewundert, sind in Wirklichkeit mit groben Strichen gezeichnet. Es sind Typen, aber sie haben keinesfalls die Feinheit des individuellen Porträts.

Es ist allgemein anerkannt, daß seine Beschreibungen der Gesellschaft der Restaurationszeit Dokumente von großem historischen Wert sind, um so bedeutender, als wir nicht viele andere Dokumente über die Sitten dieser Zeit haben. Es handelt sich hier offenbar um eine Petitio principii. Man glaubt, es sei so, und mangels eines Gegenbeweises kann es wohl so, aber es könnte auch anders sein. Ich für meinen Teil bestehe auf meinem Zweifel an der Echtheit und der Existenz seiner Herzoginnen in Fleisch und Blut. Sein Faubourg Saint-Germain scheint mir ebenso unecht wie das Faubourg Saint-Germain, das man in den meisten Romanen findet, d. h. ein Faubourg Saint-Germain, wie es in der Vorstellung des Kleinbürgers besteht, der die Eleganz, den Adel und die großen Vermögen verehrt und sie im stillen beneidet. Der Nimbus ihres Titels spielte eine große Rolle in der Liebe, die die Komtesse Hanska dem Romancier einflößte.



Rudolf Großmann — Bei Poiret

Was hat also den Ruf Balzacs, insbesondere im Ausland, wo er zu Unrecht als ein repräsentativer Autor Frankreichs gilt, begründet? Zu

einem kleinen Teil dasselbe, was ihn in Frankreich selbst populär gemacht hat, besonders in der Provinz, nämlich seine Allerweltsgeschichten und seine Allerweltsideen. Und dann vor allem die primitive Einfachheit seines Stils, welcher der Übersetzung viel leichter zugänglich war als der gefeilte Satz eines Flaubert oder die rhythmischen Klangverbindungen der vollendeten Prosa eines Villiers de l'Isle-Adam.

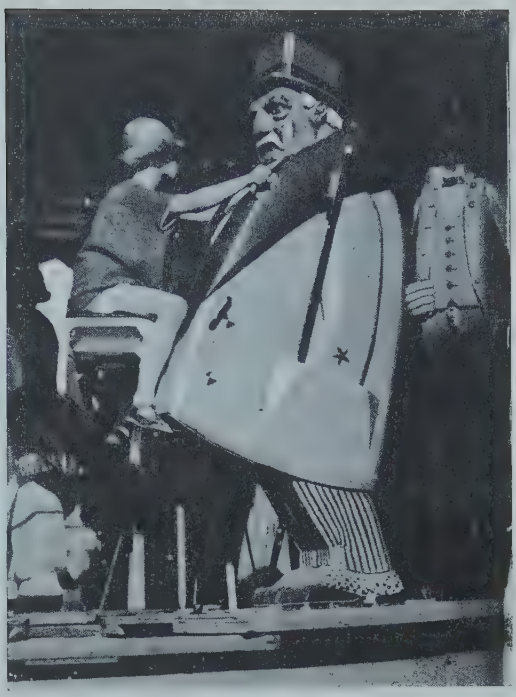
Aber, wird man mir, und nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit, einwenden, wir wissen, daß Ruf gewonnen und wieder verloren werden kann; es gibt einen falschen Enthusiasmus, Strohfeuer der Liebe und Eintagsruhm. . . . Immerhin, viele Schriftsteller haben in einem leichten Stil Ideen für jedermann ausgedrückt und Porträts gezeichnet, die Ähnlichkeit aufweisen. Sie hatten sogar ihre Stunde der Berühmtheit, jetzt sind ihre Namen vergessen. Der Name Balzacs ist geblieben. Die Nachwelt, obwohl sie oft einem Kinde gleicht, das seine Aufgabe schlecht gelernt hat, und durchaus nicht unfehlbar ist in ihrem Urteil, irrt sich jedoch nicht immer. Sollte es bei Balzac nicht doch etwas mehr geben?

Dieses „etwas mehr" ist die vitale Kraft, welche die Gleichgültigkeit des glatten und starren Marmors belebt. Balzac dachte und schrieb wie der kleinste Kolonialwarenhändler seiner Epoche, aber er dachte und schrieb es mit einer Intensität, die imstande ist, Himmel und Erde in einer Stunde zu revolutionieren. Das ist es, was ihn von Romanciers mit dem gleichen Talent unterscheidet, das ist es, was uns Bewunderung abzwingt; das ist es auch, was ihn trotz seiner Fettleibigkeit der Gunst der Frauenherzen seiner Zeit wert gemacht hat; denn die weibliche Schwäche ist immer bereit, männliche Kraft da anzubeten, wo sie sie ahnt.

Balzac ist „eine Naturkraft". Ich ziehe die kultivierte Kraft vor, aber das ist eine Frage des Geschmacks. . . . . .

Deutsch v. B. Schiratzki.

Raoul Dufy



Figuren von Poirets Jazz-Band-Karussell

Hans Breitensträter mit seiner Frau
am Strande von Binz

Photo Sport & General

Hans Samek, mit seinen weißen Gamaschen bei
den englischen Golf-Wettspielen

Atlantic-Photo

Im Freibad Wannsee

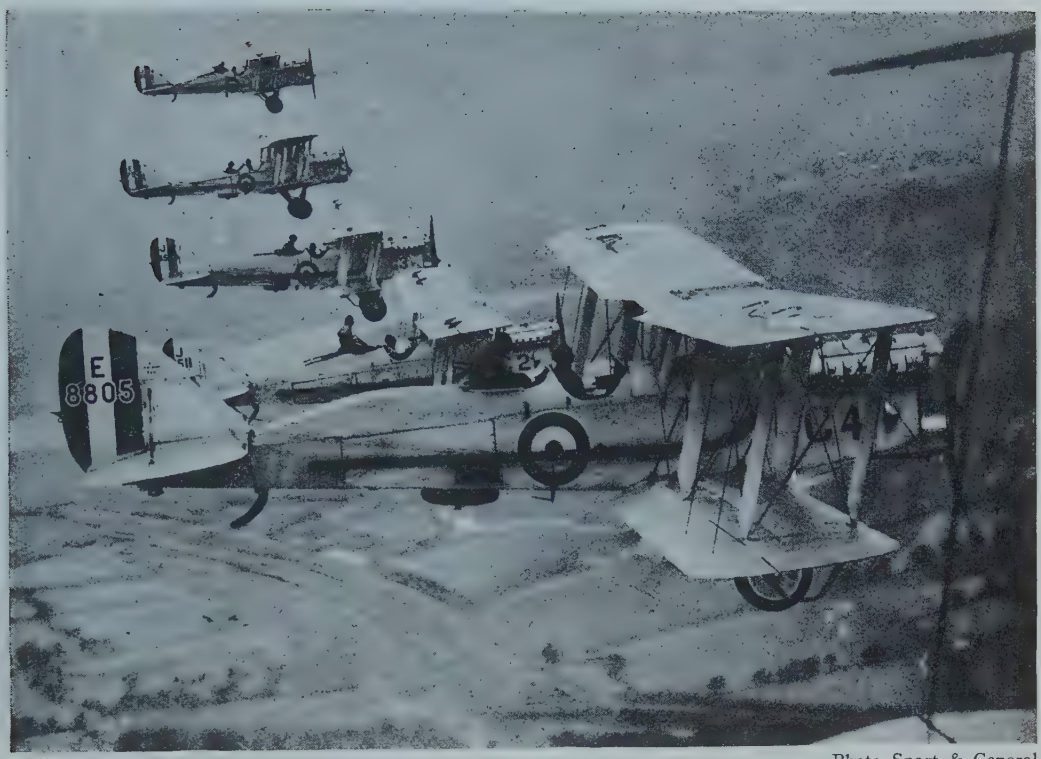


Photo Sport & General

Flugzeugparade in Hendon bei London

Atlantic-Photo

Freiballone in der Zeppelin-Luftschiffhalle in Friedrichshafen

Vormals Samlg. Uhde, Paris

Henri Rousseau, Brummer, New York

Eduard v. Gebhardt, Julius Stern, Düsseldorf

UNBEKANNTES ÜBER BALZAC

Von

STEPHAN SCHEWIREFF

Diese sowohl in der französischen wie deutschen Literaturgeschichtsschreibung unbenutzt und unbekannt gebliebenen Balzac-Erinnerungen entnehme ich zwei alten Zeitschriften: „Deutsche Theeblätter", München 1839, und „Deutsche Blätter für Literatur und Leben", München 1840, die F. v. Elsholtz herausgegeben hat. Schewireff, der als Professor der Literaturgeschichte in Moskau wirkte, hatte sich durch seine „Vorlesungen über die alte russische Literatur" einen Namen geschaffen. Seine Glaubwürdigkeit ist also verbürgt. Der Besuch fand 1839 statt, wie aus der Erwähnung des Balzacschen Romans „Un grand homme de province", der 1839 erschien, hervorgeht. Die erwähnte Reise nach Rußland hat der Dichter tatsächlich 1840 angetreten.

Dr. Hermann Ammon.

Durch Vermittelung des Verlegers meldet sich Schewireff brieflich bei Balzac an und erhält darauf folgende Antwort:

„Bis zum nächsten Mittwoch bleibe ich auf dem Lande, wo ich die Ehre haben werde, Sie zu empfangen! Sie gehören einem Lande, welches große Ansprüche an meine Achtung und Bewunderung hat. Ich glaube, daß Sie von daher kommen usw. Balzac."

Den Morgen nach Empfang dieses Briefchens nahm ich einen Mietwagen und fuhr aufs Land zu Herrn von Balzac.

Ich komme zu dem großen Tor und lese darüber: „Aux Jardies". Das bestätigt mir, daß ich mich nicht getäuscht habe. Ich trete durch das Fußgängerpförtchen in einen offenen Hof, in dessen Mitte das Hauptgebäude steht, das zur Linken einen Flügel hat. Zwei Männer gehen auf dem Hofe umher. — Etwas ferner ein junger Mensch mit langen Haaren, im Oberrocke, mit bloßem Kopf und Hals; näher ein älterer mit einem Strohhut, im weißen, langen Oberrocke aus Kanevas, der sich um eine ziemliche Beleibtheit weit auseinanderschlägt. Unter dem Hut blitzen die schwarzen, durchdringenden Augen und glühen die vollen rosigen Wangen eines Antlitzes hervor, das die ländliche Tätigkeit sonnenversengt hat. Einige Arbeiter rühren sich auf dem Hofe. Ich wende mich zu dem Oberrock aus Kanevas mit der Frage: „Wohnt hier Herr von Balzac?" — Die Antwort ist: „Ich bin es, mein Herr."

Nun wandte sich meine ganze Aufmerksamkeit vom weißen Oberrocke aus Kanevas auf die lebhafte, ausdrucksvolle Gesichtsbildung des Schriftstellers, der vor mir in seinem ländlichen Morgenkleide stand, als Grundbesitzer mit Anordnung seines Hauses beschäftigt. Nicht in seinem Besuchszimmer, nicht in seinem Kabinett, nicht mit der Feder in der Hand, sondern in dem Tummeln und Sorgen des tätigen Lebens hatte ich ihn angetroffen, das er selbst so geschickt beschreibt.

Ich erinnerte ihn an seinen Brief und nannte mich ihm. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und Bekanntschaftseröffnungen sagte Balzac zu mir: „Ich bitte Sie, ohne Förmlichkeit mit mir umzugehen. — Verzeihen Sie mir, Sie in diesem Drunter und Drüber meiner Landwirtschaft zu empfangen. Sie sehen mich, wie ich bin. Treten Sie doch in mein Haus, in meine Bibliothek!"

Nachdem er den Arbeitern auf dem Hofe einige Befehle erteilt und einen unter ihnen geheißen hatte, ihm zu folgen, führte er mich in den Flügel des Hauses. Wir stiegen in ein kleines Zimmer hinauf, an dessen Wände Schränke von rotem Holze sich lehnten; der ganze Fußboden war mit größtenteils reich eingebundenen Büchern überschüttet. Da lag nun durcheinander die Bibliothek Balzacs! —

Im Zimmer standen zwei Stühle, doch auch sie waren mit Büchern beschwert. Der freundliche Wirt räumte selbst für seinen Gast einen Sitz auf und bat mich mit dem Hute auf dem Kopf niederzusitzen. Er wiederholte mir aufs artigste seine Entschuldigungen über die Weise seines Empfanges.

„Vor allen Dingen", sagte er, „werden wir aufrichtig sein. Offenheit ist die beste aller Eigenschaften. Sehen Sie jenen Mann da (auf den Arbeiter weisend) — das ist mein Tischler Provençal. Er kann mir nur bis drei Uhr dienen — später findet man ihn nicht mehr. Ich bin in der entsetzlichsten Eile, ich muß heute diese Schränke noch in Ordnung bringen. Die Gräfin N. hat versprochen, bei mir in der nächsten Woche zu speisen, und noch ist mein Häuschen nicht in Bereitschaft. Sie werden aber sehen, wie rasch alles vonstatten gehen soll, wir werden arbeiten und plaudern."

„Ich danke Ihnen schon dafür, daß Sie mich, mitten unter Ihren häuslichen Geschäften, angenommen haben", erwiderte ich Herrn v. Balzac, „und bitte Sie, ohne fernere Entschuldigung fortzufahren. Was für ein Zimmer ist dieses? Soll es Ihr Kabinett werden?"

„Nein, es ist meine Bibliothek und zu gleicher Zeit mein Eßsaal. Ist es nicht ein guter Gedanke, aus einer Bibliothek einen Eßsaal zu machen?"

„Warum nicht?"

„Provençal, richte die Bretter ein, und du, lieber Grammont (der langgelockte Freund Balzacs war schon im Zimmer), hilf mir die Bücher tragen."

Indessen hatte Balzac den Strohhut, seinen Kanevasoberrock, seine Pantoffeln von sich geworfen und angefangen, die Bücher zusammenzusuchen, herbeizutragen und aufzustellen. Dies hinderte ihn nicht, mit mir das Gespräch fortzusetzen und von Zeit zu Zeit dem Tischler Befehle zu erteilen.

Ich hatte nun volle Gelegenheit, seine Züge in mein Gedächtnis zu prägen. Balzac ist eine untersetzte, rundliche, nicht große Gestalt, Brust und Schultern breit, der Hals kurz, das Gesicht oval, rötlich, voll, durch das Landleben etwas verbrannt, die Haare schwarz, kurz geschnitten, die Augen gleicher Farbe, beweglich, lebhaft, feurig bei einem anregenden Gespräche, die Nase gerade und vorn abgerundet, die Physiognomie eines

Sanguinikers, der leicht die äußern Eindrücke ergreift und mehr der Natur als seinem Innern lebt. In allen seinen Bewegungen verrät sich eine außerordentliche Schnelle und Lebendigkeit, seine Stimme ist tönend und hastig, sein Lachen offen, herzlich, unverhohlen. Durch sein äußeres Wesen, besonders durch dieses helle Lachen, durch seine geistreiche, rasche Unterhaltung und durch seine Ungezwungenheit erinnerte er mich lebhaft an unsern Puschkin.

Von der äußeren Vernachlässigung Balzacs hatte ich schon sprechen hören. Er hatte mich auch selbst offenherzig darauf vorbereitet, darum sah ich ohne Erstaunen, wie er in einem ziemlich schmutzigen Hemde, halb bekleidet, in Strümpfen, mit Hilfe der Hände sich im Gleichgewicht erhaltend, auf den Rücken der Bücher umherstieg, mit dem Blick die zerstreuten Bände zusammensuchte, sie in einen Haufen warf, dann, von der Arbeit ausruhend, sein lebhaftes Gespräch mit mir fortsetzte, aus dessen ersten Fragen schon der scharfe Blick des Sittenbeobachters hervorleuchtete ...

Wilhelm Wagner

„Wird das Werk, welches Sie kürzlich angekündigt, bald erscheinen?" fragte ich, mich zu Balzac wendend.

„In einer Woche spätestens. Heute bin ich damit fertig geworden."

(Es war sein vorletzter Roman: „Un grand homme de province".)

„Stören diese häuslichen Unruhen Sie nicht in Ihren literarischen Arbeiten, oder sind sie zur Erholung von jenen Ihnen vielleicht notwendig?"

„Sie stören mich nicht im mindesten. Diesen ganzen Winter arbeite ich unausgesetzt an diesem Hause und schrieb zu gleicher Zeit. Ich bin diesen Winter sehr müde geworden und habe viel geleistet. Mein Plan ist sehr ausgedehnt. Ich will die ganze Geschichte der Sitten unserer Zeit in allen Einzelheiten des Lebens, durch alle Stufen der Gesellschaft schildern. Das wird vierzig Bände ausmachen und eine Art von ‚Sitten-Buffon' für ganz Frankreich sein. — Macht die russische Literatur Fortschritte?"

„Allerdings. Wie überall herrschte bei uns der Roman und die Erzählung den übrigen Gattungen der Poesie vor."

„So muß es sein, nur diese beiden Gattungen sind zu unserer Zeit noch möglich."

„Und man muß eingestehen, daß, so wie Sie die Erzählung neu geschaffen haben, diese bei uns besonderen Erfolg hat."

„Ich habe nichts geschaffen."

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie entweder zu bescheiden sind oder nicht sagen, was Sie denken; dieses ist nicht Ihrem Versprechen gemäß, aufrichtig mit mir zu reden."

Solche wie es schien unverstellte Bescheidenheit Balzacs veranlaßte mich, weniger von seinen eigenen Werken zu sprechen. Gewöhnlich hören seine Landsleute Schmeicheleien nicht ungern und erwarten sie sogar von einem Fremden, — in ihm nahm ich nun das Gegenteil wahr und suchte seine Bescheidenheit um so mehr zu schonen, als ich anders seiner Redseligkeit Einhalt zu tun fürchtete. Auch wurde er immer offener und verleugnete sich nicht länger.

„Ich habe vorhin", bemerkte er beiläufig, „etwas Unwahres gesagt. Das ist nicht recht. Für den Historiker mag dies verzeihlich sein, für den Romandichter taugt es nichts. Im Roman ist mehr Wahrheit als in der Geschichte!"

Renée Sintenis

„Etwa weil der Historiker das Vergangene nicht zu erraten wagt und dem Romandichter dieses erlaubt ist", sagte ich.

„Allerdings, aber der Romandichter, der mit der Wirklichkeit zu tun hat, muß nur beobachten und kopieren. Dies tue ich, dennoch bin ich auch ein Historiker, aber ein Historiker der Zeitgenossen. Was Walter Scott für das Mittelalter tat, möchte ich, nach Maßgabe meiner Kräfte, für die Gegenwart leisten."

„In manchem verfährst du aber nicht wie Walter Scott," sagte hier Grammont, Balzacs Freund, „er schilderte die Frauen immer, wie sie sein sollten."

„Ja, und ich mache keine Umstände mit ihnen und schildere sie, wie sie sind."

„Zürnen Ihnen nicht die Pariser Damen wegen der Treue ihrer Bildnisse?" fragte ich.

„Nicht im mindesten. — Ich stehe vielmehr bei ihnen in Gnaden."

„Was die russischen Damen betrifft, so kann ich Ihnen deren Gunst ebenfalls verbürgen."

„Wohl", sagte Balzac, „möchte ich Ihr Vaterland kennenlernen. Es muß etwas Außerordentliches sein. Warum sprechen Sie alle so gut Französisch?"

„Vielleicht ist dies ein Geheimnis unserer eigenen Sprache, welche alle

Laute der übrigen europäischen Mundarten umfaßt. Ferner erlernen wir die Sprachen von frühester Kindheit an. Ich habe Ihnen Exemplare von zwei Werken gebracht, die eine russische Dame in Ihrer Sprache herausgegeben hat."

„Grammont, stelle die Bücher enger zusammen, indessen will ich ausruhen", fügte Balzac hinzu, indem er sich auf einen Stuhl neben mir niederließ. „Ja, es gehört viel zu einem Romandichter! — Wissen Sie, was mich diese Bibliothek kostet? Wenigstens 60 000 Franken. Dort auf dem Kamin sehen Sie die vollständige Sammlung aller Memoiren, die sich auf die Revolution beziehen. Das sind jetzt kostbare Werke. Dort unten die vier dicken Bände enthalten die Karikaturen von 1830."

„Und sind darin auch die Verwandlungen der Birne?" fragte ich lächelnd.

„Freilich, — wissen Sie nicht, daß dieses alles bei uns schon Seltenheiten sind! — Mir fehlt aber noch der Moniteur. Ich muß ihn unverzüglich kaufen. Vollständig kostet er 1500 Franken."

„Wozu nützt er Ihnen?"

„Er ist mir zum Studium der Sitten, des Kriegslebens und unserer Tribune unentbehrlich. Er muß zu meinem Sitten-Buffon Materialien liefern."

Käte Wilczynski

Balzac öffnete einen Folianten voll Karikaturen, und indem er ihn durchblätterte, zeigte er mir viele Figuren als ihm wohlbekannt; — die Ereignisse aus dem Leben seiner Zeit entfalten sich wieder vor ihm, und er lachte aus vollem Herzen darüber.

Nachdem ich ihm für seinen biederen Empfang gedankt, nahm ich Abschied und fragte, ob er mir nicht erlauben wolle, ihn in Moskau anzukündigen.

„Es ist möglich, daß ich komme, wenn mich die literarische Gesellschaft in unserer Angelegenheit dorthin entsendet."

Trotz aller Ablehnungen wollte er mich durchaus in den Hof begleiten und mir als erfahrener Landbewohner zeigen, wie ich unbespritzt zu meinem Wagen gelangen könnte. Wir traten ans Tor. Balzac, in seinem ländlichen Negligee und in Pantoffeln, setzte sich sehr malerisch auf eine steinerne Bank am Eingang seiner Wohnung und fuhr in seinem Abschiedsgespräch mit mir fort: „In Moskau oder in Paris wieder, — in jedem Fall auf Wiedersehen. Man muß sich nie anders trennen!" Dies waren seine letzten Worte.

DAS LÄCHELN DES BUDDHA

Von

HEINRICH ZIMMER

Aus den Anfang Oktober bei Bruckmann, München, erscheinenden „Buddhistischen Legenden".

Immer wieder begegnet uns das dunkle, aus Weltenferne uns nahe Lächeln der Buddhas, — mit Vorliebe auf abgeschlagenen Köpfen archaisch großer Kunst, die gewinnsüchtiger Vandalismus spätgeborener Chinesen auf Lockungen kosmopolitischen Kunsthandels jahrtausendaltem Schlummer entfremdet, um sie zahlungsfähigen Liebhabern zu überantworten, die sich in ihrem Besitz der Weisheit völliger Entäußerung und der Leere aller Dinge besonders nahe fühlen müssen. Oder damit sie in einem Museum den Stolz liebender Barbarei bilden. Wir sind ihm schon so oft begegnet, daß die Frage nach dem Sinn dieses Lächelns — so groß wie die Frage nach dem Lächeln der Sphinx —, die uns aufstieg, als wir zum ersten Male seinem Bann erlagen, uns fast nicht mehr kommt. Daß ein Buddha lächelt, ist uns so selbstverständlich, wie daß ein Christus erlösend seine Arme ans Kreuz breitet. Aber was wissen wir von diesem Lächeln?

Eine buddhistische Legende, deren verschlungene Schicksalsfäden sich von Weltalter zu Weltalter spinnen, webt in ihren helldunklen Teppich eine kleine Arabeske, die seinen Sinn umschreibt:

Sie erzählt von der Rivalität der buddhistischen Urgemeinde mit dem Orden der „Nirgranthas", der „Fessellosen", der mit verwandtem Ethos, aber engerem Geiste um die Menschen rang, zu dem sich noch heute in Indien eine kleine Schar, die „Jainas", bekennt. Einem ihrer Laienjünger, von deren Mildtätigkeit der Bettelorden der Nirgranthas wie der Orden des Buddha lebt, hat der „Wahrhaft Erleuchtete", der Buddha, großes Heil geweissagt. Der Buddha hat dem Hausvater, der die Geburt seines ersten Kindes erwartet, verkündet: „Deine Frau wird einen Sohn zur Welt bringen. Er wird dein Haus in flammenden Glanz tauchen. Göttliches und menschliches Glück wird er erfahren. In meiner Lehre wird er das Mönchskleid nehmen. Er wird alle leidvolle Unvollkommenheit hinter sich lassen und erlösende Heiligkeit an sich selbst erschauen." — Ein Nirgrantha-Mönch erfährt diese Weissagung aus dem Munde des beglückten Vaters und fürchtet, sein Orden könne diesen begüterten Gönner an den Buddha verlieren, wenn sie sich als wahr erwiese. So macht er den Bürger an ihr irre: der flammende Glanz, den der erwartete Sohn seinem Hause verleihe, sei Feuer, das die ganze Familie verbrennen werde. Der verzweifelte Vater beschließt, sich des unseligen Kindes zu entledigen, ehe es zur Welt kommt. In der Tat stirbt seine Frau an den Mitteln, die er anwendet. Er verbreitet, sie sei an den Wehen gestorben und trägt sie unter den Klagen der Verwandten zur Stätte der Leichenverbrennung hinaus. Die Nirgrantha triumphieren und verkünden allerwärts, der Buddha habe die Unwahrheit verkündet, seine Erleuchtung sei

eitel Trug. Denn ein wahrhaft Erleuchteter kann nicht irren und spricht lautere Wahrheit.

„Da ließ der Erhabene," so erzählte die Legende, „der irgendwo abseits weilte, ein Lächeln über sein Antlitz gleiten." — Ananda, sein Lieblingsjünger, der bei ihm ist, bemerkt dieses Lächeln. „Da legte der ehrwürdige Ananda seine hohlen Hände zusammen und fragte den Erhabenen:

Otto Herbig

‚Tausendfarbig ein Strahlenband
schimmernd deinen Lippen entfließt
und wie die Sonne am östlichen Rand
Licht all über die Welt ergießt.'

und sprach die Strophe:

‚Die Erleuchteten, denen Freuden,
Kleinmut wie Übermut unvertraut,
Auf deren Grunde die Welt sich baut,
die Sieger über der Feinde Heer,
lächeln kein Lächeln von ungefähr
wie Muschel und Lotusfaser gleißend.

Zeit ist es drum: dein weiser Geist
nimmt deiner Jünger Frage wahr,
Herrscher der Weisen, den Zweifel zerreißend,
Stier der Seher, sag uns klar
Letztes Wort, das uns unterweist.
Denn kein Lächeln von ungefähr
lächeln die völlig Erleuchteten Weisen,
die den Bergen und Meeren verwandt
in Höhe und Tiefe geruhig ragen.
Aber warum die Hohen lächeln,
wüßten die Menschen gern rings umher,
daß sie es sagen."

— Aber der Mund des Buddha bleibt dem Frager die Antwort schuldig; er bestätigt nur, daß Ananda Grund habe, zu fragen: „Der Erhabene sprach: ‚So ist es, Ananda, so ist es. Nicht ohne Ursache, nicht ohne Beziehung, Ananda, lassen in der Wahrheit Gekommene, Wahrhaft Erleuchtete ein Lächeln über ihr Antlitz gleiten.'" Er belehrt den Verwunderten wie alles Volk, das zur Leichenverbrennung vor die Stadt strömt, um zu sehen, was mit Mutter und Kind geschieht, durch ein Wunder: aus den Flammen des Scheiterhaufens erhebt sich ein Lotus, auf dem unversehrt ein lieblicher Knabe thront, an dem sich wunderbar alles erfüllt, was der Erhabene von ihm geweissagt hat.

Aber das Lächeln des Buddha ist nicht erklärt als Ausdruck der Überlegenheit des vollkommenen Menschen, der die Ränke der Gegner vernichtet weiß, wo sie zu siegen scheinen. Von seinem Wesen sagt der buddhistische Erzähler, an die Bemerkung anknüpfend: ‚Da ließ der Erhabene, der irgendwo abseits weilte, ein Lächeln über sein Antlitz gleiten':

„Das ist fürwahr immer so: wann Erhabene Buddhas ein Lächeln über ihr Antlitz gleiten lassen, dann brechen blaue, gelbe, rote und weiße Strahlen aus ihrem Angesicht hervor. Ein Teil von ihnen geht niederwärts, ein Teil von ihnen geht aufwärts.

Die niederwärts gehen, brechen hinab in die Höllenwelten, wo zerfleischte Opfer zu neuer Qual wieder aufleben, wo sie fadendünn zerschnitten werden, wo sie zwischen glühenden Bergen zerquetscht werden, wo das Wehegeschrei erschallt, wo das große Wehegeschrei erschallt, in die Hölle der Glut, in die Hölle der großen Glut, in die Hölle „Wellenlos", in die Höllen „Knoten" und Knotenlos, in die Höllen Atata, Hahava und Huhuva, in die beiden Lotushöllen und in die Höllen des großen Lotus.

In alle diese glühenden Höllen brechen sie kühlend ein. Damit finden die unterschiedlichen Martern der Höllenopfer ihr Ende. Es wird ihnen eigen zumute: „Wie ist uns, Freunde, sind wir von hier abgeschieden und in einer anderen Welt in ein neues Leben getreten?" —

Um ihnen Frieden zu geben, strahlt der Erhabene ein Scheinbild von sich aus. Sie werden des Scheinbildes gewahr und sagen sich: „Freunde, nicht sind wir von hier abgeschieden, auch nicht in einer anderen Welt

Photo Rieß

Fernand Léger

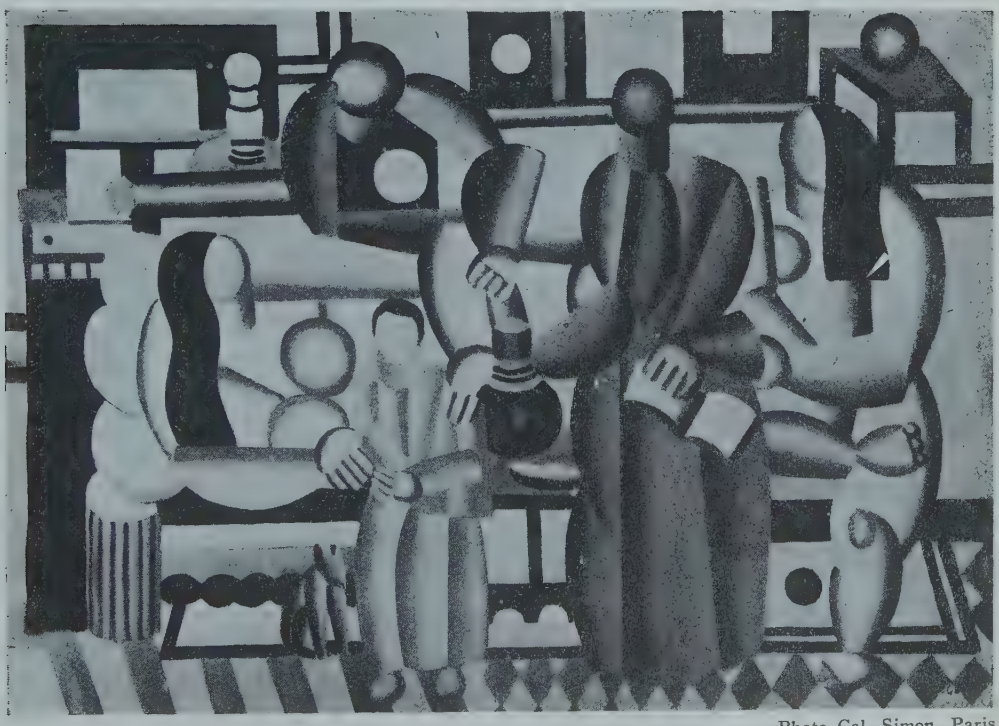


Photo Gal. Simon, Paris

Fernand Léger, Komposition. Oelgemälde

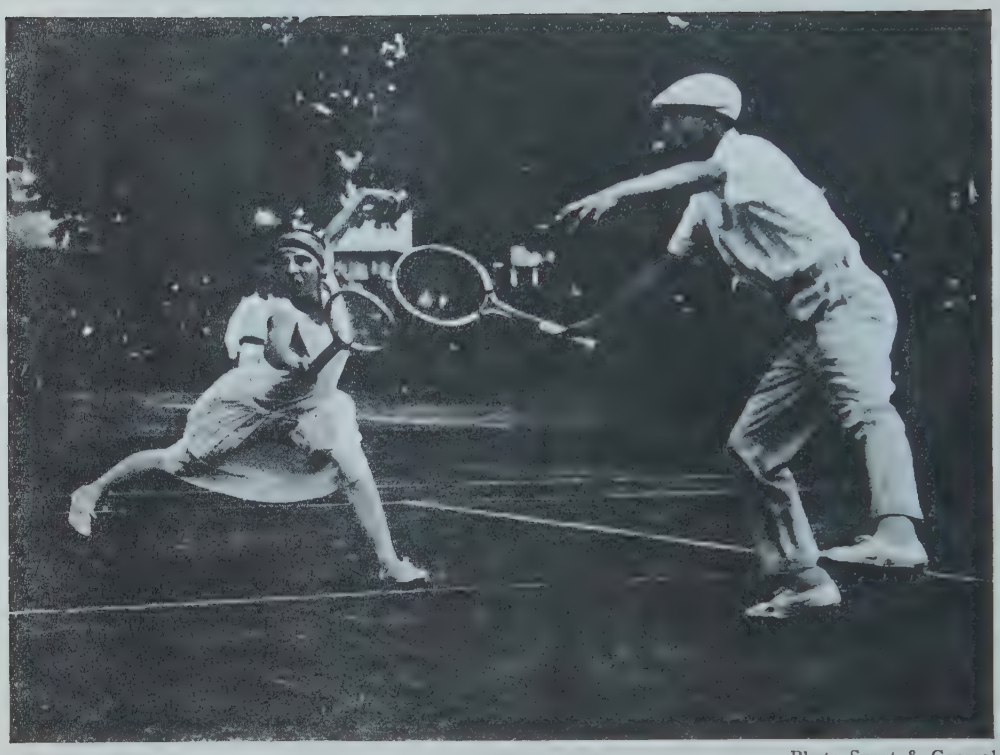


Photo Sport & General

Frl. Lenglen und R. Lacoste

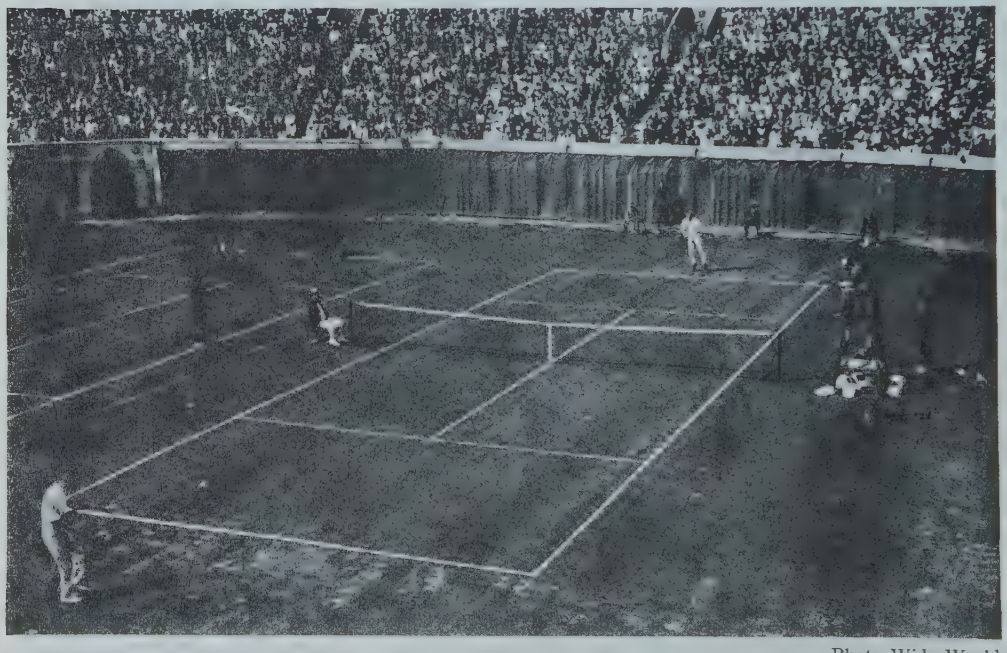


Photo Wide World

Der Australier Anderson und der Amerikaner Tilden beim Wettkampf um den Davis-Pokal

Miß E. Colyer beim Dameneinzelspiel

Miß J. W. Austin, jetzt Mrs. R. Lycett

Photos Sport & General

Mr. J. B. Gilbert beim Herreneinzelspiel

Photo Heini Kahnweiler

Georges Braque am Strande von Antibes

Photo Zander & Labisch

Letzte Aufnahme Lovis Corinths

Press Photo News Service

Amerikanische Künstler hinter den Kulissen beim Modellstudium

in ein neues Leben getreten. Aber dieses Wesen hier, das wir zuvor niemals gesehen haben, — dank seiner Macht sind unsere unterschiedlichen Martern zu Ende.“ Im Anblick dieses Scheinbildes bringen sie ihren Geist zu seliger Ruhe, und dabei lösen sich ihre früheren Taten, die sie in Höllen kosten müssen, auf; sie erheben sich zu den Sphären von Göttern und Menschen und werden dort zu Gefäßen der heiligen Wahrheiten.

Die Strahlen, die aufwärts gehen, kommen in die Götterwelten der vier Großen Königlichen Welthüter und der dreiunddreißig Götter,

in den Himmel des ersten uranfänglichen Toten und in die Welt der Seligen Götter,

in die Welt der Götter, die lustvoll Scheinbilder von sich schaffen, und der Götter, die Macht über die Scheinbilder anderer haben,

in die Welt der Götter mit Brahmaleibern, der Götter, deren Priester Brahma ist, in die Welt des Großen Brahma,

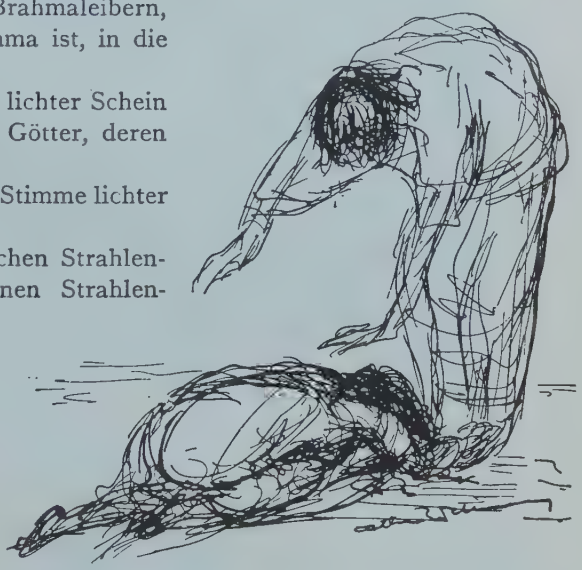
in die Welt der Götter, deren lichter Schein endlich ist, — in die Welt der Götter, deren lichter Schein unermessen ist,

in die Welt der Götter, deren Stimme lichter Schein ist,

in die Welt der Götter endlichen Strahlenglanzes, der Götter unermessenen Strahlenglanzes, der Götter, die ganz strahlender Glanz sind,

in die Welt der Wolkenlosen Götter, der Götter reinen Ursprungs, der Götter, die großen Lohn ernten, der Götter, deren Licht nicht sengt,

in die Welt der Götter schönen Aussehens, der Götter schönen Anblicks, in die Welt der Götter, deren keiner der jüngste ist.



Arthur Wellmann

Sie kommen und tönen: „Alles ist unstet, Alles ist Leiden, Alles ist leer, Alles ist wesenlos“ — und singen das Strophenpaar:

„Hebt an, im Abschiedsgange schreitet vor,
gesellt euch zu des Buddha Lehre,
und wie ein Elefant ein Haus von Rohr
zermalmt vor euch des Todes Heere.
Denn wer in dieser Lehre unbeirrt
und ihrem Wandel schreiten wird,
entwächst dem Banne ewig zu entstehen,
er wird des Leidens Ende sehen.“

Dann folgen die Strahlen, wenn sie die dreitausendfache, vieltausendfache Weltsphäre ringsum durchlaufen haben, dem Erhabenen rückwärts auf seinem Gange nach und verschwinden im Antlitz des Erhabenen.“

MINNA VON BARNHELM IM ZUCHTHAUS

Von

DR. CARL HAU

Rechtsanwalt Dr. Carl Hau wurde auf Grund eines Indizienbeweises im Jahre 1907 wegen Mordes zum Tode verurteilt und zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Nach siebzehn Jahren wurde er entlassen. Die Strafanstalt hat seine körperlichen und geistigen Kräfte nicht zu brechen vermocht. Er veröffentlicht unter dem Titel „Lebenslänglich" im Verlage Ullstein eine Darstellung seiner Erlebnisse im Zuchthause, der wir den folgenden Abschnitt entnehmen. Er handelt von dem Unterricht, der den Gefangenen regelmäßig erteilt wird.

Es wird „Minna von Barnhelm" gelesen, die Szene im ersten Akt zwischen dem Wirt und Just. Die Gefangenen haben mehr Sympathie für den Spitzbuben von Wirt, der Lehrer lobt den etwas rauhen, aber ehrlichen und treuen Charakter des Dieners. Es dauert nicht lange, so entbrennt ein Gefecht zwischen dem redegewandtesten der Schüler, der sich zum Wortführer aufwirft für die anderen, und dem Mann auf dem Katheder.

Der Schüler: „Was ist das für ein miserabler Kerl, dieser Just, der vor seinem Herrn kriecht wie ein Hund."

Der Lehrer: „Treue im Dienst, Anhänglichkeit an den selbstgewählten Herrn, war von jeher eine der edelsten Eigenschaften der germanischen Rasse. Schon eines der ältesten literarischen Denkmäler unseres Volkes, das Nibelungenlied, ist eine Verherrlichung dieser Mannestreue. Treue bis zum Tode, was kann es Schöneres geben?"

Der Schüler: „Das muß ein rechter Dummkopf sein, der für einen anderen in den Tod geht. Mir ist das Hemd näher als der Rock. Der Just hängt nur darum so an dem Major, weil er ein Vieh ist ohne Verstand. Da ist der Wirt doch ein anderer Kerl, der weiß, wie man die Menschen zu nehmen hat. Darum hat er's auch zu was gebracht in der Welt."

Der Lehrer: „Jawohl, zum Spitzbuben und Lügner. Ein würdiger Vertreter seines Standes."

Hier mischt sich ein anderer Gefangener in die Debatte ein und erhebt Einspruch gegen eine solche Verunglimpfung eines Standes, dem anzugehören er die Ehre habe. Daß alle Wirte Spitzbuben und Lügner seien, könne nur ein ganz einseitiger, weltfremder Schulmeister behaupten. Auch unter den Wirten gäbe es Ehrenmänner. Er spricht es mit Freimut aus, daß er sich selber für einen solchen halte. Denn er sei weder ein Spitzbube noch ein Lügner, sondern sitze nur wegen Blutschande, was jedem passieren könne. Der Lehrer verbittet sich die Bezeichnung als pp. Schulmeister und bemerkt im übrigen, daß Aus-

nahmen die Regel bestätigen und er niemand in seiner Ehre habe angreifen wollen. Damit ist der Zwischenfall erledigt, das Wort ergreift wieder der Schüler: „Der Wirt ist ein Spitzbube und Lügner. Was weiter? Die Menschen sind alle Spitzbuben und Lügner."

Der Lehrer: „Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß alle Menschen stehlen?"

Der Schüler: „Fast alle. Einige haben es nicht nötig, weil sie in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig waren. Aber auch diese sind eigentlich Diebe, denn Eigentum ist Diebstahl."

Schwesig

Der Lehrer: „Kommen Sie mir nicht mit solchen Redensarten, die Sie irgendwo aufgeschnappt und nicht verdaut haben. Ich möchte sehen, was das für eine Welt wäre, in der es nur Diebe gäbe. Sie selber hätten keine Lust, in einer solchen Welt zu leben. Sie selber können nur leben, weil es in der Welt nicht bloß Spitzbuben gibt wie Sie, sondern auch ehrliche Leute, die arbeiten. Auf der Grundlage des Diebstahls kann die menschliche Gesellschaft offenbar nicht bestehen, das sieht jeder ein. Unser Herrgott hat wohl gewußt, warum er auf Sinai das Gebot gab: Du sollst nicht stehlen."

Der Schüler: „Ich war nicht dabei, als das auf Sinai passiert sein soll. Aber jedenfalls steht nirgendwo geschrieben: Du sollst nicht lügen."

Der Lehrer: „Kennen Sie das achte Gebot nicht?"

Der Schüler: „Doch. Du sollst kein falsches Zeugnis geben. Das ist doch nicht gleichbedeutend mit: Du sollst nicht lügen. Meineid verbietet auch der Staat. Muß ihn verbieten, weil es sonst aus wäre mit der Rechtspflege. Aber verbietet er das Lügen überhaupt?“

Der Lehrer: „Das Gesetz verbietet die Lüge, wo immer durch sie einem anderen Unrecht geschieht.“

Der Schüler: „Gut. Und wenn nun einem anderen durch die Lüge kein Unrecht geschieht? Nehmen Sie die Lüge Tellheims gegenüber der Witwe seines Kameraden. Das war doch wohl eine gute Tat?“

Der Lehrer: „Eine Lüge kann niemals eine gute Tat sein.“

Der Schüler: „Angenommen, ich werde als Arzt zu einem Schwerkranken gerufen, und der Kranke fragt mich: muß ich sterben?, und ich weiß, wenn ich ihm die Wahrheit sage, verliert er den Mut und stirbt wirklich, während eine Lüge ihm vielleicht das Leben rettet; muß ich da nicht lügen?“

Der Lehrer: „Nein. Man muß nie lügen. Sie wären nicht verpflichtet, dem Kranken die Wahrheit zu sagen, wenn er sie nicht verträgt, aber zu lügen wären Sie auch nicht verpflichtet. Sie könnten einen Mittelweg suchen. Alle diese Beispiele, die man ausgeklügelt hat, um die sogenannte Notlüge zu rechtfertigen, sind nicht stichhaltig. Es bleibt dabei: Du sollst nicht lügen.“

Der Schüler: „Da gehen Sie also weiter als der Gott, an den Sie glauben, und der Staat, dem Sie dienen. Beide verbieten die Lüge nur, insofern sie dem Nächsten schadet. Sie verbieten sie schlechthin. Irgend jemand, ich weiß nicht wer, hat gesagt: Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer. Aber Ihre Moral zu begründen, ist nicht bloß schwer, sondern platterdings unmöglich. Verurteilen Sie immerhin die Lüge. Die Menschen werden doch fortfahren zu lügen. In der Tat, was wäre das Leben ohne die Lüge für eine traurige Sache. Wenn wir einander immer die Wahrheit sagen wollten, wo kämen wir hin? Ist nicht ein großer Teil der Kunst Lüge? Alle menschlichen Unternehmungen, die Erfolg haben sollen, müssen neben einem selbstverständlich notwendigen Wahrheitsgehalt auch eine Dosis Lüge haben, und in der glücklichen Mischung von Wahrheit und Lüge liegt nicht selten das Geheimnis ihres Erfolges. Die nackte Wahrheit ist überhaupt ein Hirngespinst für Narren. Wir anderen lassen uns ruhig Lügner schimpfen. Ist doch, wer einen anderen Lügner schimpft, selber ein Lügner.“

Der Lehrer: „Sie werden unverschämt. Wollen Sie mich einen Lügner nennen?“

Der Schüler: „Na, Herr Lehrer, Hand aufs Herz, haben Sie noch nie gelogen?“

Heiterkeit in der Klasse. Der Herr Lehrer verbittet sich das Lachen. Darauf erklärt er die Debatte für geschlossen und läßt noch einen kleinen Epilog folgen, der für seinen Widersacher nichts weniger als schmeichelhaft ist. So behält er das letzte Wort.

Holzschnitt aus Avienus, Opuscula. Venedig 1488 (Jos. Baer, Frankfurt)

SAMMEL-QUERSCHNITT

Von *Alexander Beßmertny*

Die allgemeine Lage des Kunstmarktes als „flau", die Kurve der Preise als zum „Preisabbau" neigend zu bezeichnen, ist nichts als eine Redensart, die weder die Ergebnisse der vergangenen Monate noch die zukünftige Tendenz trifft; eher den ungeschickten Versuch macht, Privatwünsche zum Regulator künftiger Statistik zu machen und nach Unterstützung ungeschickter Baissespekulation aussieht. Beachtlich ist übrigens die bei Auktionsberichten neuerdings angewandte Terminologie, die mit einem reizvollen neuen Jargon die verarmte deutsche Sprache bereichert, z. B: „Die Verknappung des wirklich erstklassigen Materials" . . .

Der Grund des Ausscheidens einiger Kunstsalons soll darin liegen, „daß sich die Kunstpreise einbildeten, sie könnten sich nach der gleichen vornehmen Skala richten wie die Fleischpreise", ja, es wird sogar im Sperrdruck erkannt, „daß auch die Geisteswerte unter einem ehernen Warengesetz stehen und von seiner Gestaltung abhängig sind". Das Kolleg über Wert, Preis und Ware, über „ehernes Lohngesetz" und anderes Grundlegende scheint der Verfasser geschwänzt zu haben. — — —

Es entspricht der Vermehrung der Kunstschieber, daß sich auch der Bericht von der Kunstbörse mehr des Idioms der Fachidiotie bedient. Georges Besson verspottet in einer „Lettre à la Parisienne" diese Art Kunstbörsianer in folgendem kleinen Gespräch: „Ich habe auf Termin 10 Picasso, 5 Derain, 50 Utrillo gekauft", sagte ein Finanzmann, „und habe Verkaufsorder gegeben." Auf die Zwischenfrage eines Freundes, ob er sich die Sachen nicht einmal angesehen habe, erwiderte der Finanzmann mitleidig: „Esel! Verlangst du, daß man dir den Kanal zeigt, wenn du 50 ‚Suez' kaufst?" — — Vor einiger Zeit fand man in einem Gasthaus des Dorfes Le Pouldu bei Pont-Aven zwei unbekannte Arbeiten von Gauguin. Sie hingen ohne Namen unter der Tapete versteckt an einer Wand und kamen zum Vorschein, als die Wand abgerissen werden sollte. Unter dem einen Bild, das eine Bretonin in roter Schürze und blauem Rock darstellt, steht von der Hand Gauguins: „Ich glaube an das Jüngste Gericht, an welchem zu furchtbaren Strafen alle die verurteilt werden sollen, die in dieser Welt gewagt haben, Schacher zu treiben mit der erhabenen, keuschen und durch die niedrigen Gefühle jener Menschen degradierten und beschmutzten Kunst."

Bildende Kunst

Der Pariser Kunstmarkt erlebt eine ständig steigende Steigerung für hochwertige Kunstwerke, wie die große Renoir-Auktion unter den vielen anderen besonders deutlich bewies.

Eine ägyptische Statuette (75 cm, XI. Dynastie) aus dem Besitz von M. Mallon wurde im Januar für 100 000 Fr. von W. P. Wertheimer erworben. Die Zeichnung von Fragonard, Krönung Franklins aus der Sammlung Lapoy, brachte 38 000 Fr. Noch höher wurde bezahlt: „Jan Lutma" mit 103 000 Fr. (1892: 3700 Fr.).

Gemälde: Odilon-Redon, Jungfrau in Blüten	31 000 Fr.	Utrillo, Montmartre-Garten	24 000 Fr.
Pegasus	28 000 „	Utrillo, Saint-Denis	18 600 „
		Pissaros, Pontoise	20 000 „

Die am 12. und 13. Juni in Paris versteigerte Sammlung Lehmann enthielt besonders wertvolle Bilder (Cuyp, Pont Lewis 176 000 Fr.; Franz Hals, Lachendes Kind, 335 000 Fr.; v. d. Neer, Abend, 880 000 Fr.; Rubens, Zacharias im Tempel, 385 000 Fr.; Fragonard, Die alte Fauchon, 680 000 Fr.; Watteau, Tor von Valenciennes, 96 000 Fr. Die Versteigerung der Sammlung Corey-Stoop in Luzern am 29. Juli durch die Galerie Fischer war besonders bemerkenswert durch die Fülle guter Niederländer.

Sehr hoch wurden die Bilder aus dem Nachlaß des englischen Malers Sargent in London bezahlt, so hoch, wie sonst nur alte Meister.

San Vigilio	7 000 Guin.	Damen im Garten	6 600 Guin.
Jesuitenkirche in Venedig	3 400 „	Landschaft (Simplon)	4 200 „

Bilder

Die Auktion der Galerie Fischer in Luzern am 7. Juli ergab, daß Stücke von nicht mehr als durchschnittlichem Wert mäßig, höher qualifizierte Bilder und Möbel recht gut bezahlt, ganz große Werte überhaupt nicht angeboten wurden. Einige Preise:

Rubens: Porträt Baeck	22 500 Fr.	*Leibl:* Porträt Pollack (nur)	1 100 Fr.
I. S. Ruysdael: Waldlandschaft	6 500 „		
Boucher: Befreiung Petri	3 500 „	Service-Sèvre-Empire	10 000 „
Roybet: Bildnis	2 000 „	Empire Ameublement eines Audienzsaales	14 000 „
Reynolds: Damenporträt	25 000 „		

Handschriften und Bücher

In Amerika werden frühe, besonders illuminierte französische Handschriften hoch geschätzt (zwei solche Stücke brachten je 4100 und 3200 Doll.), außerdem alle englischen alten Drucke von der Inkunabel bis zur jüngsten Erstausgabe. Einige Auktionspreise illustrieren am besten das Interesse der amerikanischen Sammler:

Eigenhändiges Manuskript *Stevensons* von „Robin and Ben"	2 000 $	*Thackeray,* Eigenhändiger Brief mit Versen	820 $
Thackeray, „Vanity Fair", Erstausgabe in Lieferungen	1 000 „	Goldsmith, „Vicar of Wakefield", Erstausgabe	925 „
Thackeray, „Flore and Zephyre", Erstausgabe	950 „	Stevenson, Travels with a Donkey, Erstausgabe	800 „
Eine gleiche Ausgabe brachte auf einer anderen Auktion	750 „	Stevenson, Catriona	385 „
		Kipling, Letters of Marque	160 „

Die großen Bücherauktionen des Winters eröffnete S. M. Fraenkel in Berlin am 16. September. Sein Katalog „Querschnitt durch das bibliophile Antiquariat"

nennt aus allen Gebieten des Büchersammelns wirklich hervorragende Werke, u. a. die sonst unauffindbare anonyme Erstausgabe der „Gedichte" der Droste-Hülshoff von 1838 (460 Mk.), von der die ganze Auflage bis auf wenige Exemplare von der Dichterin selbst zurückgekauft und vernichtet wurde; ein vollständiges Exemplar von Winkelmanns Werken in 11 Bänden und dem Atlas von 1808—25 (200 Mk.); der vollständige Römische Carneval Goethes von 1789 in einem roten Maroquinband; das berühmteste illustrierte Werk des französischen 18. Jahrhunderts, die Fermiers-Généraux-Ausgabe von Lafontaine, Contes et Nouvelles von 1762 (1950 Mk.).

In Berlin versteigerte Paul Graupe am 21.—22. September eine umfangreiche Bibliothek Kunstliteratur aus dem Besitz der Antiquitätenhandlung Bourgeois & Co., Köln; darunter mehrere Kataloge der Sammlung Pierpont Morgan und eine vollständige Serie der Veröffentlichungen der Graphischen Gesellschaft.

Holzschnitt aus Lucianus, Der goldene Esel. Augsburg 1477 (Jos. Baer, Frankfurt)

Am 1. Oktober fand bei Paul Graupe eine Versteigerung deutscher Literatur statt, in der etwa 350 zeitgenössische Drucke zur Reformation vorkamen, allein 100 von Luther; ferner von Melanchthon, Zwingli, Hutten, Fischart; zahlreiche Ausgaben des Reineke Fuchs und eine ganze Reihe der früheren Einzeldrucke von Hans Sachs, auch mehrere von den ungemein seltenen, mit Holzschnitten illustrierten Werken Murners. Von Goethe enthält der Katalog den Erstdruck des Faustfragmentes von 1790 und ein Exemplar des Privatdruckes der „Iphigenie", das Karl August 1825 zur Feier von Goethes 50jährigem Aufenthalt in Weimar herstellen ließ, mit einem vierzeiligen eigenhändigen Widmungsgedicht Goethes an die Sängerin Milder; von Kleist die Zeitschrift „Phöbus" und Brentanos noch seltenere Zeitschrift „Memnon", ferner ein herrliches, in Kalbleder der Zeit gebundenes Exemplar der schönsten deutschen Klassiker-Gesamtausgabe, des Wieland in der Quartausgabe von Göschen.

Am 9.—10 Oktober wird ebenfalls Paul Graupe die kultivierte Bibliothek des Barons Philipp Schey verauktionieren, die viele Drucke der Doves Presse und Essex House Preß auf Pergament enthält. Unter den Erstausgaben befinden sich solche von Rilke und George, fast alles von Hofmannsthal, auch die vollständige Serie der „Blätter für die Kunst" mit der seltenen 8. Folge; unter den Gesamtausgaben, in besonders schönen Einbänden, ein 70bändiger Kehler Voltaire auf besserem Papier, ganz in rot Maroquin gebunden, mit den ebenso berühmten wie langweiligen Moreauschen Kupfern in vorzüglichen Drucken vor

der Schrift (Cohen kennt nur 12 solche Exemplare), weiter ein Exemplar von Labordes „Choix de Chansons" und der von Oudry illustrierte große Lafontaine in einem roten Maroquinband mit den französischen Königsinsignien.

Nach einer Auktion der Gemäldesammlung Ludwig Schwarz am 19. Oktober versteigert Graupe am 30. und 31. Oktober die Bibliothek Ludwig Schwarz, die Luxusdrucke, deutsche Literatur, illustrierte Bücher und Judaica enthält, im November eine Sammlung von Porträts, Miniaturen und die Sammlung des Generalkonsuls Eisenmann, die Handzeichnungen von Chodowiecki und Hosemann und Tassen mit Berliner Ansichten umfaßt.

Möbel

Die hohe Schätzung guter Möbel und Kunstgewerbearbeiten in England ergab wieder die Christie-Auktion am 24. und 25. Juni 1925 der Sammlung Ms. Cragg, die von John Webb begründet worden und größtenteils in Kent Wrotham Place untergebracht war.

Sekretär Louis XVI.	600 Guin.	Porzellanfiguren Frankenthal, Herr und Dame	340 Guin.
Tisch von Petit	440 „	Porzellanfiguren Frankenthal, Vier Jahreszeiten	165 „
Schreibtisch Louis XV.	420 „	Zwei Deckelvasen, Sèvres	350 „
Kommode, Mahagoni, Chippendale Rocaille	980 „		

Am 6. Oktober versteigert Hecht das Inventar des Schlosses Schwante, das erst 1922 von Bernheimer eingerichtet worden ist und besonders gute Barockmöbel, ein Chippendale-Herrenzimmer, ein chinesisches Schlafzimmer aus Blackwood enthält.

Einige Auktionsumsätze

Emil Hirsch, Bibliothek R. M. Meyer (26. V. 24)	38 000 RM.	*Graupe*. Chodowiecki (16. V. 25) .	20 500 RM.
Paul Graupe, Gesamtumsatz Januar bis Juni	351 000 „	*Boerner*, Albertina-Dubletten . .	500 000 „
Perl, Bibliothek Busoni (30. und 31. III. 25) . . . . . ca.	55 000 „	Anderson-Galerie, New York, Sammlungen Taylors & Bairds (13. IV.)	29 500 $
Henrici & Halle, Kunstblätter des 18. Jahrh. (23. III. 25) . . .	241 000 „	American-Art Gallerie, New York, Sammlung Mac Alleneys (15. IV.)	57 000 „
Wasmuth, Bücher (27. u. 28. III.)	22 000 „	Galerie G. Petit, Paris, Sammlung Gagnat . . .	11 500 000 fr. Fr.
Henrici, Autographen (14. u. 15. V.)	26 500 „		

Auktionskalender

1. X. Hamburg, H. Götz, Moderne Bücher und Graphik
1./2. X. Berlin, Graupe, Deutsche Literatur.
6. X. Berlin, Hecht, Inventar Schloß Schwante.
9. X. Berlin, Graupe, Bibliothek Schey.
9./10. X. Genf, Lyceum, Bibliothek Bastard.
13. X. Frankfurt a. M., Bangel, Gemälde.
13. X. Köln, Zempertz, Gemälde-Nachl. Hölscher.
13. X. Frankfurt a. M., Helbing, Antiquitätensammlg. Bolz.
Mitte Okt. Hamburg, Commeter, Graphik.
Mitte Okt. Berlin, Cassirer & Helbing, Antiquitäten und Porzellan.
Mitte Okt. Wien, Dorotheum, Waffen, Glas, Keramik, Bilder.
15. X. Zürich, Hotel Savoy, Kunstgewerbe.
19. X. Berlin, Graupe, Aquarell, Bilder, Bronzen.
20. X. Berlin, Hecht, Schloß Schwante II.
27. X. Frankfurt a. M., Bangel, Bilder u. Antiqu.
27. X. Berlin, Zepke, Gemälde.
29. X. Berlin, Amsler & Ruthardt, Handzeichnungen.
30./31. X. Berlin, Graupe, Bibliothek Schwarz.
Ende X. Köln, Lempertz, Nachlaß Hölscher.
Ende X. Frankfurt a. M., Helbing, Antiquitäten.
3. XI. Zürich, Hotel Savoy, Sammlung Bolz, alte Graphik.
9./11. XI. Berlin, Hollstein & Puppel, Graphik.
23./25. XI. Leipzig, Boerner, alte Stiche.
26. XI. Leipzig, Boerner, farbige Ansichten (sächsische).
Anfang XI. Hamburg, F. Dörling, Autographen und Manuskripte.

Slg. Huck

Niederländ. Meister um 1510, Porträt einer Prinzessin

Bes. Paul Cassirer, Berlin

Italienische Bronze. 15. Jahrh.

(Ausstellung des Kaiser-Friedrich-Museum-Vereins)

Galerie Hugo Perls

Arnold Böcklin, Monte Caro. 1851

Galerie Flechtheim

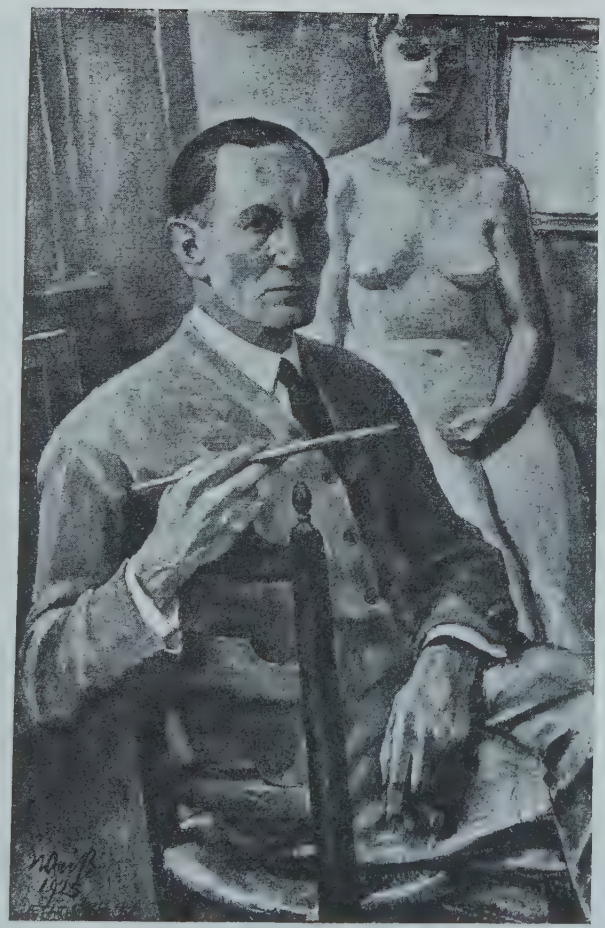
E. R. Weiß, Bernau im Schwarzwald

Walter Bondy, Tote Ente

Photos Galerie Flechtheim

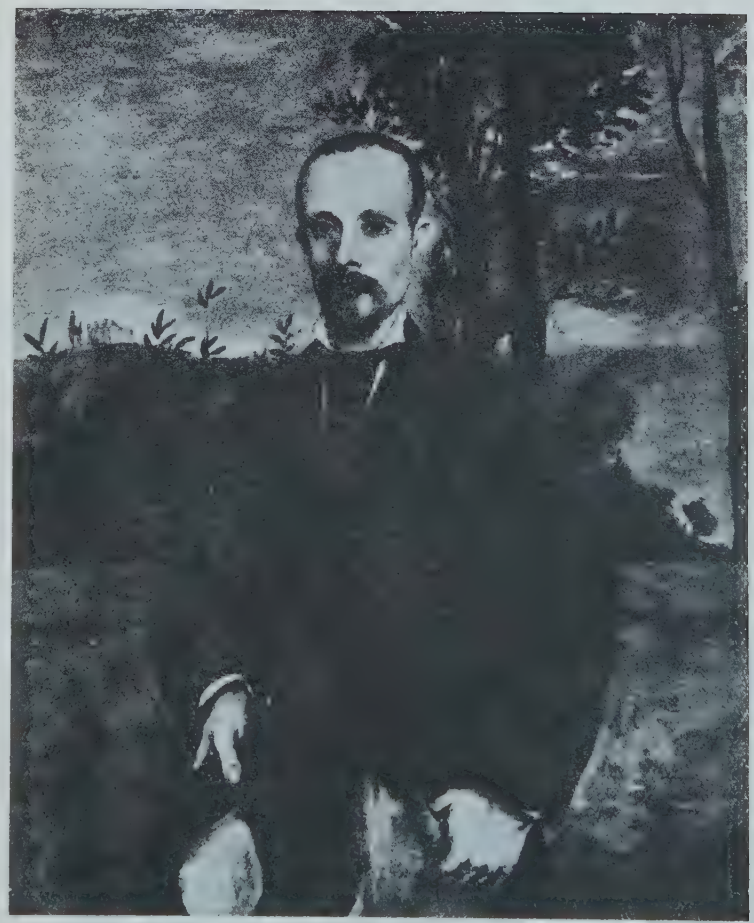
Georg Baschwitz, Stilleben

Selbstbildnisse



Ausstellung Galerie Flechtheim

E. R. Weiß



Breslau, Slg. Silberberg

Hans von Marées

Carl Hofer

MARGINALIEN

Rückblick auf die Jahrtausendfeier in Köln.

Von *Lou Strauß-Ernst* und *Andreas Becker*.

„Denn tausend Jahre sind vor dir ein Tag."
Herbert Eulenberg.

Die Jahrtausendfeier der Rheinlande ist verrauscht, die Zeit der machtvollen Kundgebungen, der glanzvollen Feste ist vorbei. Vorüber die Zeit der großen historischen Festzüge mit Vater Rhein im rosa Trikot, mit Erntewagen, Großmagd und Großknecht, mit der bergischen Kesselschmiede. Es war wirklich alles großartig arrangiert. Der Fackelzug von „2500 Sportlern" wurde abgelöst durch den Umzug der Schuhmacherinnung mit viel Zylinderhüten. Die Kalabreser der spanischen Ärzte vereinten sich mit den grünen Gamsbarthüten der Ostpreußen. Die bunten Klassenmützen aller deutschen Gymnasiasten von Sexta an aufwärts überstrahlten die Schlapphüte von 36 deutschen Museumsdirektoren. Kurz gesagt, es war ein Volksgewimmel, eine Wallfahrt zum Rhein mit Bekenntnis zum Deutschtum. Zu den großen Feuerwerken war ganz Köln versammelt.

„Als Mahl begann's und ist ein Fest geworden", könnte man mit Rilke sagen. Böse Mäuler behaupten zwar, die Reihenfolge sei umgekehrt gewesen. Aber wenn wirklich! Was wären schließlich Festreden ohne große Festessen im Hintergrund oder besser als Grundlage! Die Oberbürgermeister Deutschlands, voran die aus Schleswig-Holstein, mit der anerkannt besten Küche, waren des Lobes voll; und das besagt genug. So kam jeder, nicht allein die Hoteliers, auf seine Kosten. Nur die rheinischen Poeten nicht.

Walter Bloem und die Jahrtausendfeier.

Walter Bloem klagt in einem Aufsatz: „Meine Rheinlandfeier" in Reklams Universum: „Ich habe, wie meine rheinischen Kollegen, angenommen, eine unübersehbare Reihe von Festlichkeiten, die der Jahrtausendfeier der „rheinischen Kultur" gelte, könne unmöglich vorbereitet werden, ohne daß man sich um die Mitwirkung der rheinischen Dichter bemühte. Wir haben uns getäuscht, wir rheinischen Poeten. Die Rheinlande haben ihre Jahrtausendfeier ohne uns zustande gebracht . . . Die Rheinlande haben uns die Treue nicht gehalten — — wir halten sie dem Rhein. Es war mir ein ganz unerträglicher Gedanke, daß die Jahrtausendfeier für mich überhaupt nicht vorhanden sein sollte. So habe ich mir für mich eine veranstaltet."

Diese Verschnupftheit ist begreiflich. Denn das Jahrtausendfestspiel „Heinrich aus Andernach", aufgeführt unter Hartung, war nicht von Walter Bloem, auch nicht von Herbert Eulenberg, der „über diesen Mangel an Kulturgefühl Herzhaftes gesprochen hat", sondern von Fritz von Unruh.

Beethoven und die Jahrtausendfeier.

Walter Bloem beging die Jahrtausendfeier u. a. durch den Besuch des Niederrheinischen Musikfestes in Köln. Er schreibt darüber: „Beethovens Neunte? ‚Seid umschlungen, Millionen —?' Wenn man tagsüber die englische Besatzung durch die Straßen wimmeln gesehen hatte, dann wurde man das bittere Gefühl nicht los, daß es den Millionen gar nicht einfällt, sich von uns umschlingen zu lassen. Abendroth dirigierte mit ungeheurem Schwung. Nur das Adagio hat er verschleppt."

Historische Grundlagen.

Erlebnis bei einer Führung durch die Ausstellung.

Bei einer Führung durch die Ausstellung, die wir als blinde Passagiere mitmachen, kam es zu einem interessanten Disput. Einem bescheidenen Mann mit einer Brille fiel es ein, den Führer, einen höchst würdevollen Studenten, zu fragen, wieso denn gerade das Jahr 925 für die Geschichte der Rheinlande so wichtig sei. „Weil", so erklärte der Student herablassend, „in diesem Jahre Herzog Giselbert von Lothringen die Oberherrschaft Heinrichs I. anerkannte und so zum ersten Male alle deutschen Stämme vereinigt waren." „Sonderbar," murmelte verlegen der bebrillte Herr, offenbar ein braver Volksschullehrer vom Lande, „dieser Giselbert fiel doch schon nach ein paar Jahren wieder ab. Und ich hatte immer meinen Jungen beigebracht, daß der Vertrag von Mersen 870 die deutschen Stämme zum ersten Male vereint habe. Demnach hätte doch die Jahrtausendfeier im Jahre . . ." Ein dicker Aufseher, der mit Vergnügen der Unterhaltung gefolgt war, unterbrach ihn hier und äußerte ziemlich vernehmlich: „Ija, aber da hann mer kein Zick jehatt." Der würdige Student putzte nervös an seiner Brille, entdeckte aber zu seiner Erleichterung uns beide, schoß auf uns los und erkundigte sich höflich und bestimmt nach unserer „Führungskarte", die wir doch am Mantel tragen müßten, wenn wir bezahlt hätten. Beschämt und ungeführt schlichen wir von dannen, doch nicht ohne Gewinn, denn erstens war uns vieles vom Sinn der Jahrtausendfeier klar geworden, und zweitens beschlossen wir, die Idee mit den angesteckten Karten der Straßenbahndirektion zu verkaufen.

Ein Buch, das jeder Deutsche gelesen haben muß!

Phot. Bieber

WILHELM DER ZWEITE

VON EMIL LUDWIG

1.—30. Tausend. Mit 21 Abbildungen auf Tafeln. 500 Seiten. Geheftet RM 10.—, in Ganzleinen RM 14.—

Zum ersten Mal findet hier Wilhelm der Zweite einen Biographen, der dieser vielumstrittenen Gestalt ohne Parteinahme, nur auf Grund der Akten und Memoiren, gerecht zu werden weiß. Aus den Elementen seines Charakters, aus angeborenen Schwächen und harter Jugend entwickelt Ludwig als Psychologe die weltpolitischen Folgen dieses autokratischen Wirkens

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35

MAHATMA GANDHI

Was die Presse sagt:
Eine der gewaltigsten Manifestationen des neuen menschlichen Geistes, vielleicht das stärkste ethische Werk der Neuzeit, ein Lehrbuch für Völker und Politiker.
Wiener Morgenzeitung.

★

Demnächst erscheinen:

Gandhis Leidenszeit

Briefe, Aufsätze, Dokumente aus der Gefängnis- und Spitalzeit Gandhis (anschließend an „Jung-Indien") das große Zeugnis eines großen Menschen aus der Zeit schwerster Prüfung für sich und seine Sache.

Geb. ca. M. 8.–, fr. 10.–

Eurasische Berichte

Herausgeg. von EMIL RONIGER berat. von ROMAIN ROLLAND
Heft 1–2. Geh. ca. M. 4.–, fr. 5.–

Gandhi und der Bolschewismus Das Große Fasten / Gandhi und die hindu-mohammed. Spannung.

Diese Berichte setzen die aktuellsten Fragen der eur.-asiat. Beziehungen in ein helles Licht. Weitere interessante Hefte in Vorbereitung.

ROTAPFEL-VERLAG
Zürich und Leipzig

Ausstellung.

Trotz allen Festzügen und grünen Messen blieb die Ausstellung doch der Clou der Feier. Man braucht übrigens weder patriotisch noch katholisch zu sein, um die große Fülle des hier zusammengetragenen Materials und die künstlerischen Werte zu erkennen. Von Heinrich dem Ersten bis zu Hugo Stinnes hatte jeder ein Plätzchen gefunden. Es ist als Ganzes eine Ausstellung der Sachlichkeit geworden. Selbst der stets bereite Kölner Witz stand machtlos vor dieser Sachlichkeit. Die Ausstellungsleitung soll Leute mit der Sammlung der Ausstellungswitze beauftragt haben. Sie haben nichts gefunden.

Historischer Rückblick mit den mehr oder weniger gekrönten Häuptern der Rheinlande in Öl, Stein und Gips; rheinische Gartenanlagen und rheinischer Adel; die Reichskleinodien als Bewunderungsobjekt der Durchschnittsbesucher. Aber Scherz beiseite! Die Schreine und sonstigen Goldschmiedearbeiten des Mittelalters, die Plastik und Malerei bildeten den Höhepunkt der Ausstellung. Vor allem die Reliquienschreine mit der nie wieder erreichten Schwungkraft und Farbigkeit der Schmelzornamente und den getriebenen Skulpturen sind von einer ganz einheitlichen, künstlerischen Gesamtwirkung. Eine Ausstellung von solchen Ausmaßen und dabei von solcher Qualität wird so leicht nicht wieder zusammenzubringen sein.

Ein rheinischer Dichter über Stefan Lochner.

„Im Dom da ist ein Bildnis . . ."
Jetzt hängt sie nicht mehr im Halbdunkel der Michaeliskapelle — du kannst aus Spannennähe an sie herantreten und im Geiste ihre Füße küssen — der Madonna Stefan Lochners. Hier verstummt jedes Wort, die Seele wird Anbetung.

Eine Neuerscheinung in der Abteilung „Malerei" ist ein westfälischer Meister aus der Marienkirche in Dortmund; höchst originell die auf Gold gestimmte Farbenskala. Übrigens gibt die Einbeziehung westfälischer und norddeutscher Meister in den rheinischen Kunstkreis die erwünschte Gelegenheit zu neuen Doktorarbeiten.

Im oberen Stockwerk ein erschöpfender Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Rheinlande. Ein rheinischer Poet nennt das Zivilisation im Gegensatz zu der im unteren Stockwerk vorgeführten Kultur des Mittelalters. „Unten Dome, oben Fabriken. Unten Gemälde, oben graphische Darstellungen industrieller Expansionen" (und ein seelenvolles Kinderbildnis von Hugo Stinnes). „Unten Modelle von Burgen und Pfalzen, oben von Schulen und Krankenhäusern. Imposant ist auch die obere Schau. Sie verhält sich zur unteren wie ein Elefant zu einer Gazelle."

Besucherzahl.

Der erzieherische Wert der Ausstellung steht außer Zweifel; denn fast 1½ Millionen Besucher wurden gezählt. Außerdem haben die vereinigten Museumsdirektoren Deutschlands den Wert der Ausstellung amtlich abgestempelt. Und Herbert Eulenberg setzt den Rheinländer in das richtige Licht und dokumentiert sein Stammesbewußtsein mit den Worten: „Er hat seinen Anteil an dem riesigen Teppich, den wir weben und den wir ‚Deutschland' nennen, in früherer Zeit wie in der Gegenwart erkannt."

Der millionste Besucher und die Brillantuhr.

Der Stadtanzeiger schreibt: „Heute vormittag um 11 Uhr 20 Minuten traf in der Ausstellung die millionste Besucherin ein. Es war Frau Bella Weiske aus Köln-Deutz, Konstantinstraße 88, die ahnungslos mit ihrer kleinen Nichte

MAHATMA GANDHI

Aus Pressurteilen:
„Ein weitblickender, weiser und tatfroher Gestalter, echt, tief, schlicht und wahr." Frankfurter Zeitung.
„Das Buch hat die große starke Linie eines Evangeliums."
Berliner Tageblatt.

★

Es sind erschienen:

Romain Rolland
Mahatma Gandhi
Im 40. Tausend. Geb. M. 3.60, fr. 4.50

Mahatma Gandhi
Jung-Indien
Aufsätze 1919–1922
Geb. M. 9.20, fr. 11.50

Gandhi
Ein Wegweiser zur Gesundheit
Vorwort von Ettore Levi
Geb. M. 4.–, fr. 5.–

Gandhi in Südafrika
Seine Befreiung der südafrik. Inder
Geb. M. 5.–, fr. 6.50

Hans Prager
Das indische Apostolat
Aus d. Inhalt: Politik und Religion Gandhi und Tagore / Der Weg nach Osten. Geh. M. 2.40, fr. 3.–

ROTAPFEL-VERLAG
Zürich und Leipzig

die Eingangspforten durchschritt. Stadtdirektor Dr. Schwering überreichte ihr im Namen der Ausstellungsleitung eine wertvolle, mit Brillanten besetzte goldene Uhr als dauernde Erinnerung. Vor dem Haupteingang der Ausstellung wurde daraufhin eine photographische Aufnahme gemacht, die die glückliche Besucherin, umgeben von den Herren der Ausstellungsleitung und zahlreichem Publikum, zeigt. Donnerstag, 30. 7. 25." In der Tat ist auf dem Photo, das in der Ausstellung verkauft wurde, die brillantenbesetzte Uhr deutlich zu erkennen.

Das historische Museum der Rheinlande.

Die großen Werte der Jahrtausendausstellung sind nicht für immer dahin. Aus ihren Ruinen wird das große historische Museum der Rheinlande entstehen, das alles dazu tun wird, den ausgestellten Objekten den unangenehmen Kunstbeigeschmack zu nehmen und mit den Porträtbüsten von Hartung, Klemperer und vom Neandertalmenschen ein dauerndes Monument des rheinischen Frohsinns und des Deutschtums bilden wird.

Vom Heiratsmarkt.

Rentierssohn, 24, sucht vermögende Dame zwecks Heirat. Vater gelähmt — Mutter tot. „A 23". Ullsteinfiliale Grünstr. *(Berl. Morgenp.)*

Erfahrener Sportsmann, 38 Jahre, wünscht Verehelichung m. vermög. Fräulein vom Lande, zwecks Pferdezucht. Vertrauensoff. unt. „+ 23 489" a. d. Exp. *(Deutsche Tageszig.)*

Herr wünscht, um Massenartikel auszubauen, Neigungsehe mit jung. vermög. Dame. Off. unter „Streng vertraulich" a. d. Exp. *(Ostsee-Ztg.)*

SVEND FLEURON

Der Graf auf Egerup

Mit 8 Zeichnungen von Erna Pinner. 5. Tsd. Brosch. M 5.—, Leinen M 7.50

Mit diesem ersten größeren Roman hat der dänische Tierdichter über Landschafts- und Tierroman hinaus ein bedeutsames Zeitbuch geschaffen. Sein Thema ist der Kampf zwischen der freien, ursprünglichen Natur und dem fressenden Moloch Großstadt, der mit gierigen Fangarmen Land, Wald und Weite einsaugt. Der Dichter zeigt diesen Prozeß unserer vernichtenden mechanistischen Großstadtentwicklung in eindrucksvoller Schilderung des Untergangs der Wälder von Egerup mit ihrer Tierwelt und dem Schicksal eines naturverketteten Menschen, des einsamen Grafen auf Egerup.

Im Oktober erscheint ein neuer Tierroman:

Die Schwäne vom Wildsee. Leinen M 5.—.

Illustrierte Sonderprospekte über die Bücher Fleurons kostenfrei

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Eine Ehrenrettung.

Im Namen der Menschlichkeit bitte ich auf einen Augenblick um Geduld und Gehör für meine Schützlinge: die kleinen Mädchen aus den Revuen und Ausstattungsoperetten . . . für alle jene jungen, hübschgewachsenen, gutartigen, geduldigen Tänzerinnen, Girls, Mannequins, Nacktfigurantinnen, Chormädchen, für die Kritiker sonst keinen Blick und kein Wort, und Sie, Leser, zwar viele Blicke, aber auch kein einziges Wort übrig haben.

Diese winzigen, appetitlichen Krümchen, von allen Bezirken unserer Planetenkruste auf die paar Bretter zusammengewirbelt, die für sie wirklich eine Welt, eine Welt der Möglichkeiten bedeuten . . . jedes von ihnen, auch die Sechzehnjährigen, sind bereits durch Schicksal und Abenteuer geworfen, gedreht, geschleudert, wie durch eine rasende Turbine, bis sie hier, nackt und zu jedem Dienst bereit, landeten. Der große Balzac, lebte er noch und vernähme die Erlebnisse auch nur eines Dutzends dieser Mädchen, — er, der Mann der wildesten Erfindungskraft für phantastische Lebensläufe, der Schöpfer des mannigfaltigsten epischen Menschenmaterials, er würde verzweifelt die fleischigen Hände vor seinen gelblichen Quadratschädel schlagen ob der Dürftigkeit seiner Phantasie und der Armseligkeit seines Personals.

Man sehe einmal auf einer der unzähligen Proben, mit welcher Engelsgeduld und zärtlichen Hingabe diese Mädchen täglich viele Stunden, alle von den Fußspitzen bis dort, wo der Oberschenkel aufhört, nackt, nur mit Übungshose, Schwimmanzug, Jumper, flatternder Bluse, verschlissenem Ballettröckchen bekleidet, im fahlen Bogenlampen-Arbeitslicht herumexerzieren. Man denke

CARL STERNHEIM

Ein bürgerliches Heldenleben

in 8 Dramen

Perleberg · Die Hose · Die Kassette · Bürger Schippel
Der Snob · Der Kandidat · 1913 · Tabula rasa

8 Halbleinenbände in Kassette 24 Reichsmark

„Komödien von aristophanischem Rang." . . . . . Otto Flake
„Carl Sternheim hat den klassischsten deutschen Stil." Kasimir Edschmid

Kurt Wolff Verlag · München

daran, daß sie dann, zu Dutzenden in enge Garderoben gepfercht, sich jeden Abend blitzschnell mehr als ein dutzendmal umziehen müssen. Und daß sie nach vielen privaten und beruflichen Qualen jeden Abend, der Verwirrung der Kulissen und der Unordnung der Garderoben enthüpft, vier Stunden gepudert und übermalt, in kompliziertesten Kostümen, halbnackt, mit entblößten Brüsten, strahlend lächelnd in den schwierigsten Posen und exaktesten Tanzschritten draußen im grellsten Licht vor der launischsten und gierigsten Menge sich bewegen müssen. Und alles für hundert Mark im Monat. Und bleiben anonym ihre ganze kurze Jugend lang. Während der Star, der ein paar Lieder singt, und die Sentimentale, die eingelernte klassische Verse deklamiert, „ernst genommen", „genannt" und „mit Bild gebracht" werden.

Rudolf Großmann

Aber es ist, wird eingewendet, doch ein edler, menschenfreundlicher Beruf, das Gnadengeschenk eines schönen Körpers jeden Abend der staunenden Menge in prächtigen und entblößenden Kleidern darzubieten. — Gerade das jedoch ist das Schlimmste für diese Mädchen: daß sie, mit schönem Körper begnadet, nachdem sie vor den in wirklichen Glanz gekleideten Häßlichkeitstypen der Logen und Parketts im Scheinglanz brilliert haben, sofort wieder in ihre erbärmliche Armut herabsinken, in den heruntergekommenen Haushalt einst wohlhabender Eltern, in die nördlichen Reviere des Elends, zu der besitzrohen, kärglichen Lust ausnutzerischer Liebhaber.

Aber, bitte, keine falschen, mitleidkitzelnden Töne! Es soll nicht propagiert werden, diese Mädels zum Tragen von selbstgestrickten Wollstrümpfen zu verlocken. Es soll keine Almosensammlung veranstaltet werden. Und beileibe nicht soll man sie zu einer Sittlichkeit erziehen, von der noch keineswegs ausgemacht ist, daß sie besser sei als ihre Unsittlichkeit. Sondern es soll hier, um der Menschlichkeit willen, die Aufforderung ergehen, daß wir alle, die diese augenfreudespendenden Mädchen auf der Bühne schauen und ihnen im Privatleben begegnen, daß wir allesamt freundlich sie anblicken, freundlich mit ihnen

Kunsthandlung C. G. Boerner / Leipzig

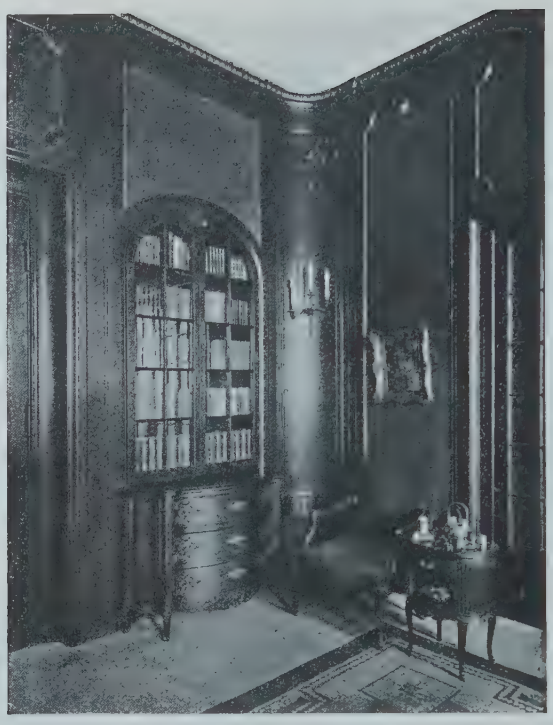
Universitätsstraße 26

Ich versteigere in der Woche vom 23. bis 27. November 1925

Eine kostbare Sammlung englischer und französischer Kupferstiche und Farbendrucke des 18. Jahrhunderts aus einem königl. Schloß
Wertvolle Kupferstiche alter Meister aus 3 bed. Privatsammlungen
Eine feine Spezialsammlung farbiger sächsischer Ansichten

Die reichillustrierten Kataloge erscheinen gegen Mitte Oktober

MAUXION
Schokolade



Bücherecke.
Entwurf und Ausführung Flatow & Priemer, Berlin

Margold-Darmstadt

Modesalon in Mannheim. Entworfen von Emanuel Josef

Photos Graudenz

Von der neuen Charell-Revue „Für Dich“

Photo Bonney

Die amerikanische Tänzerin Helen Jane Marr in einem javanischen Tanz

Photo Mirjiam, Los Angeles

Indianer-Häuptling als Varieté-Stern in Los Angeles

sprechen, freundlich an sie denken. Ihre empfindliche, gepflegte, allabendlich nackt dargebotene Haut, ihre unverwöhnten, mißhandelten Herzen werden diese Massenfreundlichkeit wohlig empfinden. Und jeglicher von uns kann so das Quantum von Freude in der Welt vermehren, wenn er denen, die da sind, Freude zu geben, ein wenig Freundlichkeit zurückgibt. *Kurt Pinthus.*

Um Abdruck in den Tageszeitungen wird gebeten!

AUFRUF!

Da ich die Herausgabe eines vollständigen Verzeichnisses der Werke von

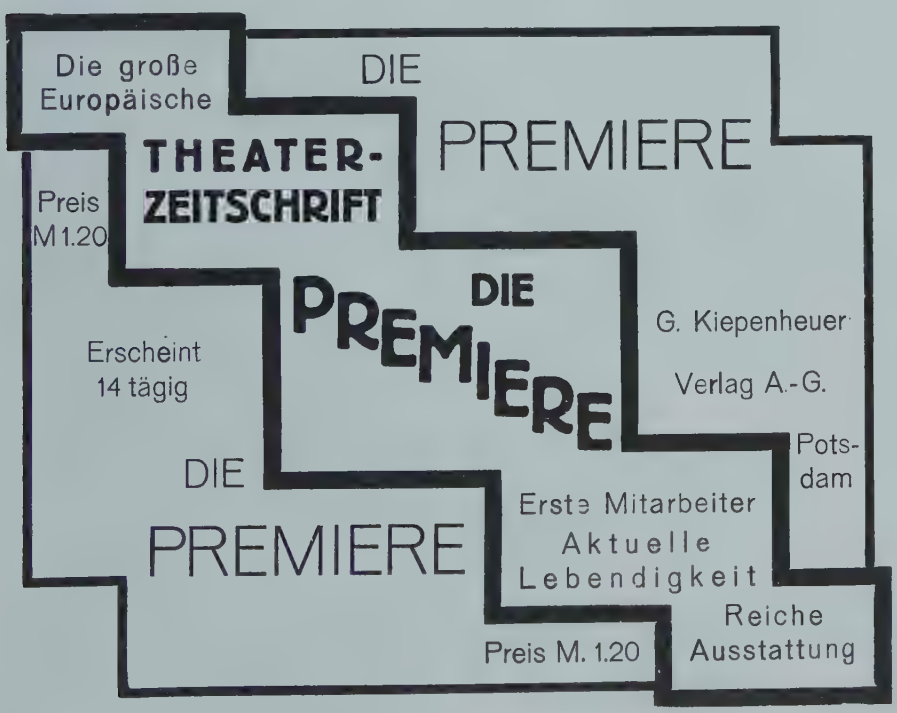
LOVIS CORINTH

beabsichtige, bitte ich alle Besitzer Corinthscher Bilder

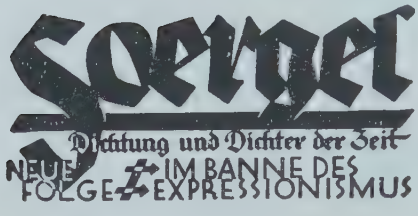
Museen — Behörden — Sammler — Kunsthandlungen

Angaben über Gegenstand und Art (Ölgemälde oder Aquarell), Maße, Bezeichnung und Entstehungsjahr, sowie über bereits geschehene Veröffentlichungen, womöglich auch eine Photographie an mich senden zu wollen. Wer als Besitzer nicht genannt werden will, möge dies angeben. Sollte bis zum Erscheinen des Verzeichnisses der Besitz wechseln, bitte ich ebenfalls um Nachricht.

Frau Professor *Charlotte Corinth,*
Klopstockstr. 48, Berlin NW 23.



Erste Folge
in 60000 Stück verkauft!



904 Druckseiten mit 339 Abbildungen
in Ganzleinen nur M 24.–

In dieser Neuen Folge der rühmlichst bekannten Literaturgeschichte wird die wirre laute Zeit des Expressionismus, des Kriegs und der Revolution mit ruhigem freundlich wägendem Wort und vielen eingestreuten Zitaten aus der Verworrenheit des Kampfes in die Klarheit der Geschichte gerückt.

339 künstlerische Darstellungen, insbesondere Bildnisse, Satiren, Karikaturen und Bühnenbilder, Nachbildungen seltener Revolutions- und dadaistischer Flugschriften weisen die Beziehungen der bildenden zur dichtenden Kunst auf.

Ausführlicher Prospekt kostenlos

R. Voigtländer's Verlag
in Leipzig

Die Umbau-Komiker.

Eine Rechtfertigung von Paul Morgan und Wilhelm Bendow.

Wenn du nämlich glaubst, daß das so einfach ist, was wir beide da machen, irrst du dich, lieber Zuschauerraum! Zunächst laß dir mal erzählen, wie so eine Revue entsteht:

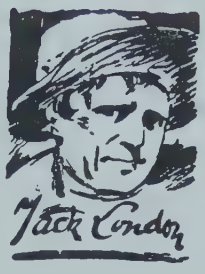
Die Sache beginnt damit, daß eine Reihe von Konferenzen abgehalten wird, denen Maler, Elektriker, Bühnentechniker, Musikalienverleger, Modefirmen, Ballettmeister, Textdichter und hie und da auch ein oder der andere Schauspieler zugezogen werden. Diese Konferenzen beginnen friedlich und mit allen Anzeichen künstlerischen Ehrgeizes, werden allmählich feindseliger und enden mit einer mörderischen Schreierei. Dieser Vorgang wiederholt sich so lange, bis eines Tages ein fertiger Entwurf vorliegt, der mit Zwei-Drittel-Majorität angenommen wird. Von da ab lenken die Unterredungen in die Details ein, und die Mitglieder des Regiekollegiums beginnen sich täglich gegenseitig alles zu verweigern. Das heißt: der Direktor verweigert dem Regisseur das Engagement Schaljapins, der Karsavina und Benjamino Giglis; der Regisseur verweigert dem Elektriker die Anlage einer Dynamomaschine zur Darstellung eines Schirokkos; der Musikalienverleger verweigert die Erlaubnis, daß einige Takte aus Beethovens Neunter gespielt werden; die Modefirma weigert sich, stilgerechte Feigenblätter zu liefern, da dies zu viel Stoff verschlänge, und will sich nur zur Herstellung einiger Abendkleider verstehen; schließlich verweigert der Generaldirektor dem Ballettmeister die Neueinstellung weiterer 200 Tänzerinnen.

Zwischendurch horcht man herum, was die Konkurrenzbühnen alles vorbereiten, und man leistet im Bureau gegenseitige Schwüre, ja nichts zu verraten. Das ist in jedem Revuetheater

so, und jedes weiß trotzdem genau, was das andere macht.

Nun zum Spezialfall „Für dich" im Großen Schauspielhaus. Wir zwei beide — Bendow und Morgan — wurden engagiert, weil die Direktion Charell und Konsorten sagte, ohne uns nicht leben zu können. Bei den Verhandlungen hatten wir den Eindruck, daß wir ganz allein sämtliche Tricks, Couplets, Tänze und Sehenswürdigkeiten in Kommission kriegten und überhaupt nichts anderes daneben geduldet würde. Dann bekamen wir unsere Rollen. Da standen die herrlichsten Beschreibungen von Ausstattungswundern, szenischen Effekten und Ballettvorführungen. Und nach jedem Wort: „Verwandlung" oder „der Vorhang fällt" war ein weißes Blatt eingeklebt und darauf stand bloß immer: „Dialog Morgan - Bendow . . ." Sonst nichts. „Wo sind denn diese Dialoge" fragten wir ängstlich und erstaunt. „Na — die müßt ihr natürlich selbst machen! Ihr seid doch Komiker und verdient hochanständige Gagen! Für vorgeschriebene Texte können wir ja 5-Mark-Leute kriegen, die alles mechanisch nachreden. Dann hätten wir euch nicht holen müssen . . ."

Das sahen wir ein und machten uns an die Arbeit. Wir sprühten vor Witz, wobei allerdings manche Meinungsverschiedenheit auszugleichen war. Ich (Bendow) war gegen das Risiko, neue Witze loszulassen, und predigte immer, sichere, ausprobierte Scherze zu verzapfen. Ich (Morgan) wünschte Geist, kam aber mit dieser merkwürdigen Ambition nicht sehr weit, denn wenn mir (Morgan) schon ein Aperçu à la Oskar Wilde einfiel, winkte ich (Bendow) ab und meinte, daß ein Geistesblitz in dem Riesenraum von der vierten Parkettreihe an seine Zündkraft verliert und im ersten Rang schon kaum mehr als schwacher Hauch empfunden wird. Schließlich aber war das Manuskript fertig, und wir eilten



Der neueste Band:

König Alkohol

der autobiographische Roman

Leinen Mark 6.—

Hier wird eine Krankheit diagnostiziert, aber auch der Reiz dieser Krankheit. Ihr tückisches Farbenwunder. Ihr — scheinbarer — Höhenflug. Ihre ungezählten Verlockungen und Unentrinnbarkeiten. Ihr Dschungel schimmernder Traummärchen, ihr hinreißendes Nirwana und ihre skrupellose, aber blendende Lüge. Und wie man ein Mann sein muß, um ihr zu entrinnen. Ein Mann aber auch, um ihr zu erliegen.
Wiener Allgemeine Zeitung

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, dieses Buch sei ein menschliches Dokument, würdig, neben die berühmten und berüchtigten Bekenntnisse der Weltliteratur eingereiht zu werden.
Dr. Martin Kessel i. d. **Frankfurter Zeitung**

Mit der Veröffentlichung des Lebenswerkes Jack London in deutscher Sprache erfüllen Sie eine Mission, denn ich bin überzeugt, daß dieser Mann besonders den Deutschen viel sagen, nein, viel geben kann.
Ernst Weiß *an den Verlag*

Gyldendalscher Verlag, Berlin

nach der Bühne, um unsere Humore loszuwerden. Leider gerieten wir in ein Rudel Girls, die gerade Tanzprobe hatten, verwickelten uns in lauter Beine, stolperten und fielen lang hin. Wir schwangen unsere Dichtung gegen den Regisseur, der uns unwillig abwinkte. Tagelang versuchten wir, zum Vorlesen zu kommen, aber es gelang uns nicht. Endlich erbarmte sich Professor Ernst Stern unser und ließ sich unsere Pläne vortragen. „Schön," sagte er schließlich, „aber jetzt nehmt mal einen Rotstift und streicht alles um drei Viertel zusammen. Ihr seid nur da, um den Umbau hinter dem Vorhang zu überbrücken. Also: nach dem ersten Bild redet ihr 2½ Minuten, nach dem zweiten 1 Minute, nach dem dritten habe ich eine große Verwandlung, da könnt ihr 5 Minuten Quatsch machen, nach dem vierten . . ."

Wir sahen uns lange an. „Lassen wir unseren ausprobierten Geist weg," seufzten wir, „mit einer Stoppuhr ist uns mehr gedient."

Und dies ist die Erklärung, weshalb wir beide zwischen den verwirrend schönen Bildern, inmitten der wahrhaft künstlerischen Aufmachung vor und nach den zauberhaften Tanzgruppen — immer wie zwei Flöhe dahergesprungen kommen . . .

Allen denjenigen, die es wissen wollen, und allen denjenigen, die es nicht wissen wollen, zur gefl. Kenntnisnahme, daß ich in dieser Woche auf die Hühnerjagd gehe, aber ab Montag, 7. September, wieder von 2—6 Uhr Sprechstunde halte. *Dr. v. Schertel.*

Neckar-Ztg., Heilbronn.

Ein Telephongespräch.

Ich werde angerufen:

Hier N. N. aus München. Fräulein, kann ich Herrn Doktor sprechen?

Nein, der ist nicht mehr im Hause.

Wer sind Sie, Fräulein?

Ich bin die Sekretärin!

Ach Gott, Fräuleinchen, helfen Sie mir doch nur, ich muß ihn unbedingt heut noch sprechen!

Um was handelt es sich denn?

Na, Ihnen kann ich es ja sagen. Ich hab' einen großen Posten Ware gekauft und sitze nun hier damit fest, kann nicht aus dem Hotel und weiß mir nicht zu helfen. Ich hörte nun, daß sich Herr Doktor eben frisch eingerichtet hat.

Um was für Sachen handelt es sich?

Schöne, gute, echte Perser Teppiche!

Nein, das ist ausgeschlossen, die kauft Herr Doktor nicht!

Ach Gott, hat er schon alles belegt? Na, Fräulein, ich weiß doch, was Sekretärinnen für einen Einfluß haben, könnten Sie ihn nicht doch überreden? Es soll Ihr Schade nicht sein!

Nein, ausgeschlossen!

Na, Fräuleinchen, vielleicht kauft er für Sie ein paar Teppiche?

Für mich, wieso?

Na, warum nicht, ich hab' 'ne ganze Menge Chefs, die für ihre Sekretärinnen Teppiche gekauft haben. Oder sind Sie noch nicht so weit? . . .

A. R.

Die Sammlung des guten Geschmacks:

HUMOR DER NATIONEN

Ausgewählte Prosa / Herausgegeben von WALTER PETRY

Amerika: Irving / E. A. Poe / Hawthorne / Aldrich / Bret Harte Jack London / Henry

Deutschland: Wieland / Sturz / Lichtenberg / Lenz / Jean Paul H. v. Kleist / E. T. A. Hoffmann Pückler - Muskau G. Keller / Scheerbart / Walser / R. Müller

England: Swift / Landor / d'Islraeli / Dickens / Hardy / Stevenson / Wilde / Chesterton

Frankreich: Voltaire / Denon / Stendhal / Merimée / Balzac / Villier de l'Isle Adam / Maupassant / Laforgue / Jarry / Gide

Jeder Band ist einzeln käuflich. Preis des einzelnen Bandes: in Ganzleinen M. 6.—, in Halbleder M. 9.—. Erlesene Ausstattung: Einbandzeichnung von Prof. E. R. Weiß. Echtes federleichtes Büttenpapier, Qualitäts - Einbände.

Soeben erschienen!

Wertbuchhandel G.m.b.H. / Berlin SW 11

Der Poseidon des Gardasees.

Frau Ellen Birr-Hartleben schreibt:

Lieber Doktor!

Also Sie wollen von mir Näheres über Otto Erichs „Denkmal" erfahren? Nun, Sie kannten ihn ja. Lapidar — das ist wohl die treffendste Kennzeichnung seines Wesens. Und so war auch die Tafel aus schwarzem Marmor, die in eine der Außenwände der Villa Halkyone in Salo, über dem schweren, schmiedeeisernen Tor, eingelassen war. Aus dem XIII. Jahrhundert stammte das kostbare Material, in das die alten Römer den wohlgemeinten Rat: Viva ut vivas! eingemeißelt hatten.

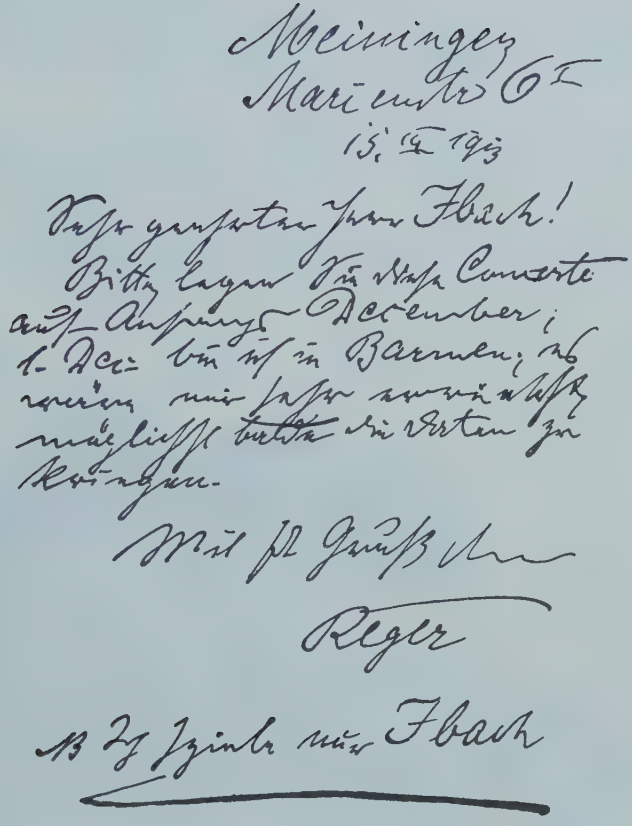
Arthur Grunenberg

So hatte denn Otto Erich sein „Denkmal" eigentlich schon zu Lebzeiten, und zwar durchaus in seinem Sinne. Was jedoch nicht hinderte, daß nach seinem Tode irgend jemand auf die Idee verfiel, es müsse doch eigentlich sehr nett und pietätvoll sein, an der Villa Halkyone eine Gedenktafel oder sonst etwas Ähnliches anzubringen, worauf er spornstreichs hinlief und eine Sammlung unter den jeweiligen Hotelgästen des Gardasees veranstaltete, die Otto Erich, wie Ihnen erinnerlich sein wird, so leidenschaftlich liebte . . .

Natürlich erfuhr ich im Handumdrehen von dem Attentatsplan und sträubte mich mit Händen und Füßen, aber es half alles nichts: es wurde lustig weitergesammelt. Bis eines Tages ein Abgesandter des Komitees bei mir erschien, um mir mitzuteilen, daß die erforderliche Summe nun „gottlob endlich beisammen sei". Worauf ich grob wurde und ihm erklärte, daß ich „gottlob" im Sinne Otto Erichs handele, wenn ich jede Veränderung an seinem Hause verhinderte. Das „Denkmal" möge also entstehen, wo immer es wolle, beileibe aber nicht in oder an der Villa Halkyone.

Als ich dann vom Gardasee fort war und die Sache längst vergessen hatte, erfuhr ich eines Tages durch einen Zufall, daß Otto Erich schließlich doch noch sein „Denkmal" erhalten hatte.

In den Golf von Salo laufen die Dampfer nämlich ein, wenden um und fahren dann wieder aus, wodurch, selbst bei sonst ruhigem Wetter, ein lebhafter Wellengang entsteht. — In der Mitte des Golfes wurde nun eine Tonne verankert. Auf dieser Tonne stand, aus Ebenholz geschnitzt, Otto Erich, das Gesicht aus irgendeiner weißen Masse, in Pelerine und Schlapphut, auf der Nase einen naturalistischen schwarzen Kneifer. Da das Wasser des Golfs gerade an dieser Stelle, wie gesagt, recht belebt ist, so versinkt Otto Erich von Zeit zu Zeit in die Tiefe, um nach einer Weile seehundsgleich wieder aufzutauchen, während das Wasser von seinen Huträndern herniedertrieft. Der Poseidon des Gardasees! . . .



Ein Brief Max Regers, des unvergänglichen Komponisten und produktiven Schöpfers auf dem Gebiete der Klaviermusik, an das Haus Ibach

Man verlange Preisliste und Katalog Q über
Ibach-Flügel und -Pianinos vom Stammhause

IBACH
BARMEN

sowie für Groß-Berlin von der Filiale IBACH-Haus, Berlin W 35, Steglitzer Str. 27

Als ich diese Schilderung soweit vernommen hatte und meiner Sinne wieder mächtig war, wurde ich von einem wahren Lachkrampf befallen. Ich sah nämlich ganz deutlich das Gesicht vor mir, das Otto Erich gemacht hätte, hätte er sich selbst so inmitten des Gardasees auf seiner Tonne stehen sehen. Sie wissen ja: er liebte Witze und konnte selbst so herzhaft lachen.

Na, aber was sagen Sie nun zu Otto Erichs Denkmal?

Heil und Sieg!

Ihre

Ellen Birr-Hartleben.

Ich sage gar nichts. Oder allenfalls: es geht doch nichts über einen guten Geschmack! Aber das schmunzelnde Gesicht Otto Erichs hätte ich selbst für mein Leben gern sehen mögen ...

Werner Peter Larsen.

A. v. Zitzewitz

An ... ... Verlag.

Frage ergebenst an, ob der im Börsenblatt angezeigte Roman

Duhamel, „Zwei Freunde"

homosexueller Tendenz ist, in welchem Falle ich mich dafür lebhaft verwenden könnte, da ich diese Richtung verlege. Bitte Antwort.

Leipzig, den 26. 8. 1925. Hochachtungsvoll

Verlag F. S. Leipzig.

Victor Hahn, der Grillparzer von 1925, der Besitzer des 8-Uhr-Abendblattes, feierte seinen 60. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Schäle Dein Gesicht

mit Schröder-Schenke's biologischer Schälkur!

Eine neue Gesichtshaut erhältst Du, beseitigst all' die Hautunreinheiten in und unter der Epidermis (Oberhaut), Pickel, Finnen, Blüten, Wimmerln, Mitesser, eitrigen Ausschlag, fettglänzende oder fahle, graue Haut, großporige Haut usw., und **in 10—14 Tagen** zeigt sich die Haut in blendender Schönheit, jugendfrisch und rein wie bei einem Kinde. Die neue Haut ist viel straffer und elastischer als die frühere und verleiht dem Gesicht ein um Jahre jüngeres Aussehen. Biologische „Schälkur" Preis Mark 9.30 franko gegen Nachnahme oder Voreinsendung.

Man verlange Gratisdruckschriften über die biologische Schönheitskultur!

Schröder-Schenke / Berlin W 72, Potsdamer Straße 26 b

KAFFEE SPÄTABENDS? WARUM NICHT, ABER- NUR KAFFEE HAG

DER *ANZUGSTOFF* DES ANSPRUCHSVOLLEN
für HERBST und WINTER
Straße, Reise, Sport & Gesellschaft

Man verlange KOSTENLOSE *Musterſendung*

EDUARD SAUER

SAUER & WEICHMANN
COTTBUS

Aus einem Verlagsangebot.

Hiermit erlaube ich mir die ergebene Anfrage, ob Sie vielleicht Interesse haben für die Mitwirkung an der Herausgabe eines Buches, das den Gedanken eines außerordentlichen *Tiefgreifens* in die bisher unerforschten Gebiete der unter keinen Umständen an der Oberfläche des Lebens sich befindenden, sondern in ihm tief verborgen liegenden Schatzkammern des Geheimnisses des Menschenlebens, in denen ihren Mutterschoß haben die herrschenden Gewalten über Frieden und Unfrieden, Glück und Unglück, Reichtum und Armut und die vielen ungerufen und unerwünscht in der menschlichen Gesellschaft auftretenden und in deren täglicher Lebensabwicklung eine so frechdreiste Rolle spielenden absurden Erscheinungen verfolgt . . .

Nach der Natur gez. v. J. A. Lasinsky

Veſte Ehrenbreitſtein.

Aus dem „Rheinbuch" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart)

Bernhard Diebold, der Theaterkritiker der Frankfurter Zeitung, sollte, einer Meldung nach, ein Drama geschrieben haben; der also als Dramatiker verdächtige Kritiker sendet folgende launige Berichtigung:

Liebe B. Z. am Mittag.

Aus verschiedenen Zuschriften, die sich auf eine Notiz Ihres sehr geschätzten Organs berufen, erfahre ich soeben: daß ich ein Drama geschrieben habe. Da ich mir einer diesbezgl. schwachen Stunde poetischen Schaffens nicht bewußt bin, und offenbar im Trance gedichtet haben muß, bitte ich Sie höflich, mir Titel, Art, Akt- und Personenzahl meines Dramas mitzuteilen, da der mir nahestehende Autor mein lebhaftes Interesse erregt.

Sie können sich von meiner entsetzlichen Ungewißheit gar keine Vorstellung machen: ob ich ein Trauerspiel oder eine Komödie geschrieben habe.

Als Kritiker brennt es mich, dem Kerl eins draufzugeben. Ich versuche aber dennoch mit strengster Objektivität, die Klaue des Löwen zu spüren. Vielleicht entdecke ich einen neuen Shakespeare — und gratuliere mir herzlich. Vorläufig aber glaube ich nicht an die Existenz meines Dramas, welches ich aber auf jeden Fall mit meinem Herzblut geschrieben habe.

Immerhin freut und ehrt es mich, daß man mein Stück bereits vor der sonst üblichen Inspiration und Niederschrift in Kassel zur Uraufführung angenommen hat. Das nennt man literarischen Kredit. Da aber der Kasseler Indendant Paul Bekker vor nicht allzulanger Frist noch mein Kollege an der Frankfurter Zeitung war, so könnte von Übelwollenden eine Schiebung auf Grund alter Herzensbeziehungen vermutet werden — was ich eigensinnig bestreite. Im Gegenteil: ich werde in Kassel Vorschuß erheben. Ich dichte nicht umsonst.

Mit dem Stolz eines angenommen Dramatikers begrüße ich Sie dennoch in kollegialer Wertschätzung und bitte Sie, Ihre Leser meiner poetischen Unschuld zu versichern.

Ihr

Bernhard Diebold.

E. R. Weiß feiert am 12. Oktober seinen 50. Geburtstag. Die Galerie Flechtheim ehrt den Maler zu dieser Gelegenheit durch eine Ausstellung seiner Bilder, der Kreis seiner verlegerischen Brotherren den Buchgewerbler durch die Stiftung der Herausgabe eines Werkes, das eine Auswahl seiner besten Arbeiten aus fast dreißig Jahren bringt und im Inselverlag von Herbert Reichner, Wien, herausgegeben wird.

Weiß hat mit so viel Grazie und Esprit seine Jugend verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Kieler Herbstwoche
für Kunst und Wissenschaft

1.—8. November 1925

1 Festaufführungen:

Im Stadttheater:

„Die Zauberflöte"
„Die Meistersinger"
„Die Fledermaus" (mit Gästen)
„Menandra", Oper v. Kaun, Uraufführung
„Isabelle und Pantalon", Oper von Roland Manuel, Uraufführung
„Mavra", Oper v. Strawinsky, Uraufführ.
„Antonius und Kleopatra" von Shakespeare, Volksfestvorstellung
„Der weiße Heiland" v. Gerhart Hauptmann

Im Schauspielhaus:

„Der Teufelsschüler" von Shaw
„Die Reisenden" von Kesser
„Kurve links" von Palitzsch
„Ihre Königliche Hoheit" von Jensen
„Der Revisor" v. Gogol, Volksfestvorstellung

Niederdeutsche Bühne:

„Narrenspeegel" von Ehrke
„Hart gegen Hart" von Wagenfeld

2. Konzerte:

Großes Festkonzert des Oratorienvereins mit Solisten
69. Psalm von Kaminski
9. Symphonie von Beethoven
Orgelkonzert von Oskar Deffner mit Solisten
Konzert des Lehrergesangvereins mit Solisten

3. Wissenschaftl. Vorträge:

Dr. Eckener über Luftschiffahrt
Prof. Sommerfeld über Röntgenstrahlen
Hofrat Strzygowski über Ostasiat. Kunst
Dr. Leopold Ziegler üb. Amerikanismus u.a.

4. In der Kunsthalle:

Ausstellung Münchener Maler

5. Handpuppenspiele

von Perrey

6. Sportl. Veranstaltungen

In den Theatern gewöhnliche Kassenpreise, nur an Gastspielabenden mäßige Erhöhung

Alle die Herbstwoche betr. Anfragen sind zu richten an den Geschäftsführer, Rathaus Kiel

Frau Frieda Riess, Atelier Kurfürstendamm, von deren Photographien der Querschnitt regelmäßig Proben bringt, wird im Oktober d. J. in der Galerie Flechtheim eine Ausstellung zeigen, die ein Querschnitt durch die europäische Gesellschaft sein wird: Hautebanque und Hochadel, Politiker und Maler, Dichter und Großindustrielle, Schauspieler, Musiker und Boxer und sehr viele sehr schöne Frauen aus Madrid, Paris, New York und Berlin.

Der schwere Arbeitstag ist zu Ende . . . Auch Mutter Sonne hat fast ihren Weg gemacht. Kraftlos, schmeichlerisch läßt sie sich von der Nacht in die Arme nehmen. Himmel, Wolken, See und Wald taucht sie in kupferdunkles Gold. Grillen zirpen — Altweibersommerfäden ziehen durch den Abend — die gelbe Mondscheibe steigt auf — das Menschenherz sehnt sich irgendwo hin. — Zur Musik . . .

Fußend auf meinen letzten Erfolg, habe ich diesmal auch für mein

2. KUR-KONZERT

ein auserlesenes Programm aufgestellt. Die *Küstenwehrkapelle* Abt. III, Kiel, unter Leitung des Obermusikmeisters Herrn G. Richter wird mit ihrem 20 Mann starken Korps, darunter

5 Fanfaren, in der Seebadeanstalt
am Mittwoch, den 12. August

abends 7½ Uhr, ein Konzert bieten. Das wundervolle Programm, verbunden mit märchenhafter Seebeleuchtung, soll wieder einmal ein wirklicher Lichtpunkt in der *sonst so monotonen* Arbeit sein.

Da die *Unkosten diesmal* noch enorm viel höher sind, so habe ich den Eintrittspreis auf 85 Pfg. festgesetzt. *Diesmal hoffe ich auch, daß sich die vielen Genießer* auf dem See und im Wald eine Eintrittskarte beschaffen!

Vorverkauf in der Ulmen-Drogerie. (Siehe Plakate.)

Mit Hochachtung

F. ULLMANN.

(Aus einem Kurprospekt.)

In dem Verlag von **Dr. J. Schröder,** Tegernsee, erscheint jetzt eine Bücherreihe: „Autobummel durch die Welt." Dieses Werk, ein „Baedeker" für Motorfahrer, soll dem Fahrer alle landschaftlichen und kulturellen Sehenswürdigkeiten erschließen und auch seinen praktischen Bedürfnissen durch geschickte Auswahl von Hotels, Wein- und Bierstuben und Vergnügungsstätten in weitestgehendem Maße Rechnung tragen. Ein Prospekt liegt diesem Heft bei.

Der **Erich-Reiß-Verlag,** Berlin, legt diesem Heft einen Prospekt über das bei ihm erschienene Memoirenwerk des Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik: T. G. Masaryk, „Die Weltrevolution", mit dem Porträt des Autors bei.

Vom Heiratsmarkt.

Privatsekretärin, feingebildete Dame für nachmittags zwei- bis dreimal i. d. Woche als Nebenbeschäftigung gesucht v. besserem Herrn. Nur ernstgemeinte Off. mit Bild werden berücksichtigt. Bild zurück.
(Berl. Tagebl.)

Heirat!! Witwe, Ende 40, mit Benzindroschke, sucht intelligenten Herrn v. Fach. Angeb. m. Bild u. „W. S." Fil. Kochstr. *(Berl. Lokal-Anz.)*

Rolf v. Hoerschelmann

Reinigende Gewitter im Osten.

Die jüdische Geistlichkeit in Österreich scheint entschlossen, dem katholischen Klerus in seinem Kampf um die Frauenmode zu folgen. In einigen Synagogen wurde eine Verfügung angebracht, wonach den Frauen der Eintritt nur in bis zum Hals geschlossenen Kleidern gestattet ist. *(Voss. Ztg.)*

Der Oberrabbiner in Polen hat an alle Rabbiner Anweisungen erlassen, Frauen mit zu tiefem Ausschnitt und zu kurzen Röcken nicht in die Synagogen eintreten zu lassen. *(Berl. Morgenpost.)*

Ein prächtiges Buch für Eltern, Erzieher und unsere Jungens:

Jungens aus aller Welt

von

Sven V. Knudsen

Übersetzt von E. Eppenstein und G. Petersen

BAND I:

Nordamerika

196 Seiten. Kart. M. 3.50. Gzlein. M. 4.80

BAND II:

Japan, China, Siam, Indien, Aegypten

ca. 200 Seiten. Kart. M. 3.80. Gzlein. M. 5.20

Beide Bände mit vielen Abbildungen

Aus den Urteilen über den I. Band:

„. . . . . die lebendigen, fesselnden Impressionen Sven V. Knudsens haben den ganzen Reiz des persönlichen Erlebnisses und zeigen den Verfasser nicht nur als scharfen Beobachter, sondern auch als geschickten Plauderer und bei Behandlung problematischer amerikanischer Probleme als diplomatischen Autor." (Berliner Volkszeitung)

„So hübsch und jugendhaft wie das Buch von außen ist, so hübsch und gesund, kräftig und herzhaft, humorvoll und voll tiefer Liebe zu allem, was jung ist, ist auch der Inhalt."

(Prof. Weinel im „Jenaer Volksblatt")

Vorrätig in allen Buchhandlungen

VERLAG DER

FROMMANNSCHEN BUCHHANDLUNG

Walter Biedermann, Jena

Der Prinz am Vortragspult.

Louis Ferdinand über seine Spanienreise.

Im Gemeindesaal der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gedächtniskirche zu Potsdam sprach am Dienstag in einer Abendveranstaltung des Männervereins Prinz Louis Ferdinand, der zweite Sohn des Kronprinzen, über seine Spanienreise, die er in Gesellschaft seiner Mutter, der Kronprinzessin, und seines älteren Bruders Wilhelm im Frühjahr dieses Jahres unternahm.

Schon eine Stunde vor Beginn des Vortrages ist der Saal überfüllt. Jungmannen und Mädchen zwischen Erwachsenen beiderlei Geschlechts, Arbeiter, Soldaten und Angehörige vaterländischer Verbände sieht man in der vielhundertköpfigen Zuschauerschar. Darunter auch Mitglieder des Hofes. U. a. ist die Prinzessin Oskar anwesend. Noch ehe der Vortrag beginnt, wird die Tür zum Saale verschlossen. Hunderte Ausgeschlossene stehen im Dunkel des Gärtchens, das die Kapelle umgibt, und müssen sich damit trösten, daß der Vortrag im November wiederholt werden soll.

Der Prinz erscheint. Er wird stürmisch begrüßt. Er spricht im Angesicht der Bilder seiner kaiserlichen Vorfahren. Ein Gemälde des alten Kaisers hat seinen Platz ihm gerade gegenüber an der Wand. Mit jugendlicher Begeisterung, schlicht und voller Wärme, spricht er über Spanien, das er, gleich Schweden und Finnland, als einen wahrhaften Freund Deutschlands überzeugend zu schildern weiß. Das Erlebnis der spanischen Landschaft, das Sonnenland Andalusien und die herbe Schönheit der Nordküste Spaniens schildert er mit beredten Worten. Von Granada und der Alhambra, von Sevilla mit seinen Osterfesten in den Cassetas, den von fröhlichem Volk besuchten Tanzzelten, gibt er lebhafte Schilderungen. In knappen Umrissen werden Sitten und Gebräuche in Stadt

und Land beschrieben. In Sevilla sieht der Prinz den König. „Der spanischste aller Spanier ist der König!" Vom Leben am spanischen Hofe, wie wohl viele erwarteten, berichtet der junge Prinz nichts. Über Granada, dessen Stierkämpfe kurz gestreift werden, geht es weiter nach Cordova, an alten spanischen Kathedralen (deutsche Künstler und Meister des Mittelalters arbeiteten oft an ihnen!) vorbei nach Bilbao. Hier mit dem Dampfer der Hamburg—Süd „Cap Polonio" dann die Heimfahrt. Noch einmal widmet der Prinz Spaniens inniger Anteilnahme an den Geschicken Deutschlands, das man dortzulande als „ein mutiges und kulturelles Volk" achtet, herzliche Worte. Brausender Beifall beendet den Vortrag.

Nach dem Schluß der Ausführungen dankte Pfarrer Krummacher dem Prinzen Louis Ferdinand für seinen Vortrag. Die Zuhörer sangen sodann „Deutschland, Deutschland über alles, und im Unglück nun erst recht". Ein Gebet und der Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott" beschlossen den Abend.

Tägl. Rundschau.

Gleich und gleich ... Der Maler Max Beckmann wird sich dieser Tage mit der jüngsten Tochter des verstorbenen Münchener Porträtisten Friedrich August von Kaulbach verheiraten. *Voss. Ztg.*

Der größte Ochs von Österreich. Der größte Ochs von Österreich lebt in der Stieglbrauerei bei Salzburg und wurde soeben bei der Eferdinger Ausstellung mit einem ersten Preis ausgezeichnet. Dieser rasch berühmt gewordene Mastochs hat die respektable Höhe von einem Meter achtzig Zentimeter und wiegt bloß 1150 Kilogramm, also soviel wie siebzehn erwachsene Männer. Die Brauerei besitzt aber auch den größten Stier von Österreich, einen Pinzgauer Riesenstier, mit dem niedlichen Gewicht von 1325 Kilogramm. *Neues Wien. Journ.*

Musikalische Novellen

mit farbigen Orig.-Litbographien illustriert

R. H. Bartsch, Eine Altwiener Geschichte von der verdammten armen Seele des Herrn Kläuser
Mit Litbographien von Hans Alex. Müller

K. A. Findeisen, Lockung des Lebens
Mit Litbographien von Erich Gruner

Robert Hohlbaum, Die Herrgotts-Symphonie
Mit Litbographien von Karl Stratil

E. T. A. Hoffmann, Ritter Gluck — Don Juan
Mit Litbographien von Hugo Steiner-Prag

Grete Massé, Das Requiem
Mit Litbographien von Paula Jordan

Franciscus Nagler, Flûte d'amour
Mit Litbographien von Alois Kolb

Jos. Friedr. Perkonig, Schubert, Hendl u. der Birnbaum
Mit Litbographien von Walter Klemm

Martin Platzer, Der fremde Vogel
Mit Litbographien von Alice Schimz

W. H. Riehl, Der Stadtpfeifer
Mit Litbographien von Kurt Werth

Karl Söhle, Eroika
Mit Litbographien von Willi Harwerth

Karl Söhle, Die letzte Perfektionierung
Mit Litbographien von P. Horst-Schulze

Theod. Storm, Ein stiller Musikant
Mit Bildern von Walter Tiemann

Richard Wagner, Eine Pilgerfahrt zu Beethoven
Mit Bildern von Karl Mirsch

Richard Wagner, Ein Ende in Paris
Mit Bildern von Hugo Steiner-Prag

In litbographiert. Künstl.-Einband je M. 2.25
In biegsames Ganzleder gebunden je M. 5.—

„Meisterwerke deutscher Novellistik, verbunden mit erlesener, das Durchschnittsmaß weit überragender Graphik — entzückende kleine Bändchen, beredte Zeugen deutscher Buchkultur".
Universum, Nov. 1924

Fr. Kistner & C. F. W. Siegel, Leipzig

Ich bringe mehrere neue Texte zu alten, lieben Volksweisen und beginne mit:

Jugendlied.

Melodie: „Ich weiß ein Herz, für das ich bete"

I. Wirst du die rechten Worte finden,
Mein traumverwehtes Jugendlied?
Gar lang ist's her, die alten Linden
Haben schon manches Mal geblüht.
Und doch wogt noch das alte Sehnen
Wie damals durch die Sängerbrust:
Ach, unter Freuden blitzen Tränen
Und unter Leiden lacht die Lust.

II. Du Mädchen mit den blauen Sonnen,
Mit deinem goldnen Seidenhaar,
Gedenkst du noch der Liebeswonnen,
Der Nächte, mild und sternenklar?
An meiner Brust hast du gelegen,
Bei süßem Nachtigallensang,
Der Blütenschnee lag auf den Wegen
Zur stillen Bank am Uferhang.

III. Noch blühten zaubersüß die Rosen,
Da war dein Herz schon kalt und leer,
Nur Mitleid duldete mein Kosen,
Und bald, ach, kamst du gar nicht mehr.

Doch, wilde Lenzesschauer rinnen,
Denk' ich an dich, durchs heiße Blut:
War flüchtig auch dein süßes Minnen,
Mein Herz ist dir noch heute gut.*)

Es muß was Wunderbares sein ums Lieben zweier Seelen ...

Auch über Sie wird der Zauber glückseliger, heißer Liebe kommen, wenn Sie eine ideale Neigungsehe anstreben. Ideal ist eine Neigungsehe dann zu nennen, wenn neben Liebe auch Besitz und Geld vorhanden ist. Vornehmste, reichste, edelste Persönlichkeiten des In- und Auslandes zähle ich zu meiner Kundschaft. Die Riesenfrequenz meines Institutes schafft eine unerreicht günstige Auswahlgelegenheit für jede heiratsgeneigte Persönlichkeit. Es sind also alle Garantien gegeben, daß Sie rasch zum Ziele kommen. Heute noch wollen Sie meinen ausführlichen Prospekt verlangen. Legen Sie frank. Rückkuvert bei. Reichen Sie dem Glücke die Hand!

FRAU TOBIENE BORISS

— Heiratsvermittlung Elite-International —
Maximilianstr. 24 München Telefon 20010
Sprechzeit 8—12 und 2—6 Uhr
Riesenauswahl! — Über 8000 Klienten!
Sie finden reiches Herzensglück! Größte Diskretion garantiert.

*) Voranzeige: In einigen Tagen bringe ich ein neues, von mir vertontes Weihnachtslied: „Wunderholder Weihnachtstraum", das eben im Drucke erscheint.

Zur **Charell-Rosen-Revue „Für dich"** besorgte die gesamte Ausstattung die Firma Baruch & Co.

Der Verlag **F. Bruckmann A.-G.,** München, legt diesem Heft einen reich illustrierten Prospekt über seine Monatshefte „Die Kunst" bei.

DER BERÜHMTE DRUCK

Franz Kugler
Geschichte Friedrichs des Großen
Mit den Holzschnitten von Adolph Menzel
Von Menzels Originalholzstöcken gedruckt
In Leinen gebunden Mark 25.–
Das schönste und berühmteste illustrierte Buch
der letzten hundert Jahre
E. A. SEEMANN VERLAG / LEIPZIG

IN DER URGESTALT

Über die Wichtigkeit des Parfüms.

Wichtig ist Parfüm!

Pflicht einer jeden anständigen Frau ist es, einer Blume zu ähneln, und der Geruch trägt dazu bei.

Parfüm muß mit Verstand und Sorgfalt gebraucht werden.

Die wahre Kunst ist, sich so zu parfümieren, daß der Duft nur bei Bewegungen zu merken ist.

In statischen Momenten ist die Dame einfach eine wohlriechende Blume, aber bei der kleinsten Bewegung ist sie verpflichtet, die feinsten Wellen von Aroma auszuströmen. Für viele Herren ist es gleichbedeutend mit Tod, von einer solchen Welle getroffen zu werden, was doch die eigentliche Ambition der wahren Frau ist.

Sehr vornehm ist es, eine Mischung zu benutzen. Man kann große Wirkungen erzielen durch individuell passend zusammengestellte Gerüche.

Es ist zu empfehlen, bei der Mischung unter anderen eine ganz unbekannte Marke zu benutzen, um sich vor Nachahmung zu schützen. In meiner Jugend kannte ich eine Dame, die ihre Küchenmädchen und Kutscher mit dem Parfüm ihrer Rivalin versah. Der Fall wurde in der ganzen Stadt bekannt, und als er zu Ohren der verspotteten Rivalin drang, war sie bestürzt.

Wichtig ist Parfüm!

Schauen wir das französische Parfüm an (das englische schalten wir aus — es ist köstlich, aber nur für Liebhaber).

Guerlain kann man nicht für Mischungen gebrauchen — es betäubt alle anderen Gerüche.

Houbigant ist gut nur in geschlossenem Kreise, in großer Gesellschaft wird es sofort von anderen Parfümen unterdrückt.

Coty paßt sehr gut für die Haut und verliert kolossal auf schweren Stoffen und Pelzen. Speziell für Pelze

hat Guerlain „Mitsouko" herausgegeben, ebenso wie „Fol arôme" für Tuch. Die beiden Gerüche aber sind für junge Mädchen wegen ihrer berauschenden Kraft unzulässig.

Gestaltend für ein heiratsfähiges Mädchen ist „L'or".

Gestaltend für ein heiratsreifes Mädchen (Abstand von erstem Stadium — vier Jahre) ist „Idéal" von Houbigant, und Cotys „L'origan", letzteres aber durch seine enorme Verbreitung höchst unangenehm geworden.

Später kann man zu „Quelques fleurs" (Houbigant) übergehen, was hier auch jungen Frauen zu empfehlen ist.

Noch später — nun, dann kann man Guerlains „L'heure bleue" benutzen, aber niemals, niemals „Ambre antique" (Coty), welches, obschon von fabelhaftem Duft, wegen seines peinlich andeutungsvollen Namens auch von den ältesten Damen verschmäht wird.

Für gefährliche Frauen ist von Coty speziell „Styx" geschaffen worden. Es gibt sogar eine Sage, daß ein Mann, der einer Frau einmal „Styx" geschenkt hat, sich nicht mehr von ihr losreißen kann. Für den Autor ist es schwer, darüber zu urteilen, und zwar aus rein persönlichen Gründen: als dreizehnjähriges Mädchen bekam er (der Autor) dieses Parfüm von dem Juriskonsult des Vaters, der im selben Winter seine eigene Cousine heiratete. Aus Liebe!

Aber es kann sein, daß die Sage nur für Mündige gültig ist.

Was jetzt am populärsten geworden ist, ist „Paris", das zusammen mit „Emeraude" von Coty erfunden worden ist.

„Paris" ist lustig, laut und riecht nach Frühling.

„Emeraude" riecht nicht nach Frühling, ist fad, enthält zuviel Alkohol und hat einen unangenehmen Nebengeruch. Als Entschuldigung hat es die

UPMANN & C:

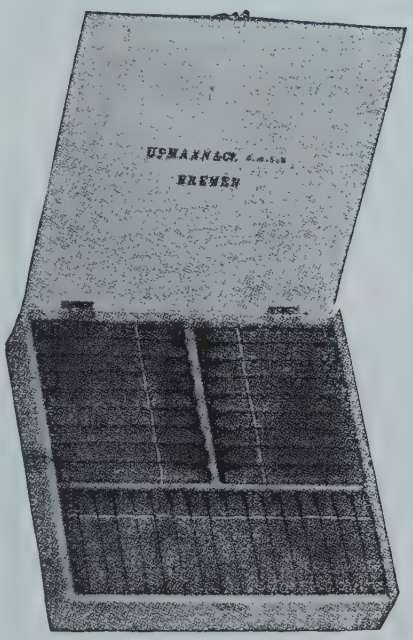
G M B H

BREMEN

HAVANA-

und feinste

Qualitäts-Zigarren



Havana-Sortiment D. 21

50 Upmann 214	*Purezas*	. . . .	M 12.50
25 Upmann 216	*Obeliscos*	. . . .	M 10.—
25 Upmann 213	*Cesares*	. . . .	M 12.50

100 hochfeine Qualitäts-Zigarren nur M 35.—

in echter Cedernholzkiste mit Stanniolauslage (wie obige Abbildung)

liefern wir vollständig frei Haus

gegen Nachnahme oder vorherige Überweisung auf unser Postscheck-Konto 62032 Hamburg

Illustrierter Katalog wird beigefügt

Garantie:

Bedingungsloser Umtausch oder Rücknahme!

Versand nach allen Plätzen des In- und Auslandes

kostbarste Packung, und das Gleichgewicht ist dadurch hergestellt.

Die „Maison Chanel" — neuerdings sehr à la mode — hat ihre eigenen Parfüme fabriziert. Niemand kann sich des Duftes entsinnen, er verschwindet sofort und für immer in dem Augenblick, wo der Flakon geöffnet wird. Die Hersteller behaupten aber, daß er zart und mystisch sei. Auf jeden Fall erinnern sie sich mit großer Dankbarkeit daran, denn man erzählt direkt Märchen darüber, wieviel sie daran verdient haben.

Aber der wahre Schlager — ein Schlager, der es verdient, es zu sein — ist die schon alte Firma Caron, die jetzt mit verschiedenen ihrer Parfüme ihre zweite Blüte feiert.

Ihre Wohlgerüche sind unübertrefflich (auch im Preise), sie sind absolut!

Und sie heißen: „La nuit de Noël", „N'aimez que moi", „Narcisse noir", „Tabac blanc".

Alexandra Raigorodsky.

Der Verlag **Ernst Wasmuth A.-G.,** Berlin, legt diesem Heft einen zwölfseitigen, reich illustrierten Prospekt bei über seine Bücherreihe „Orbis Terrarum", die Länder der Erde im Bild. In einer äußerst glücklichen Form wird hier der Versuch unternommen, den Erdkreis zu umspannen.

Victor Barnowsky feierte seinen 50. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte freuen.

Das Antiquariat **F. Dörling** in Hamburg versteigert Anfang November eine umfangreiche Sammlung Autographen und Musikmanuskripte. Der Katalog soll Anfang Oktober erscheinen und wird kostenlos abgegeben.

Russisches Rezept.

Salat Olivier (Vorgericht). Originalschöpfung des berühmten Küchenchefs Olivier im ehemaligen „Ermitage Olivier" zu Moskau.

Man nehme frische junge grüne Schoten (Kaiserschoten oder Zuckererbsen) — Gewichtsmenge nach Bedarf —, koche sie wie gewöhnlich in Salzwasser gar, gieße das Wasser ab und lasse sie völlig abkühlen. Darauf schneide man eine kleine frische grüne geschälte Gurke in Scheiben, nehme die vom Knochen gelösten Brüste gekochter kalter Schneehühner (in Ermangelung solcher dürfen es auch Rebhühnerbrüste oder das weiße Fleisch vom Fasan — der sich besonders dazu eignet — oder auch gewöhnliche Hühnerbrüste sein!), zerpflücke sie in nicht zu kleine längliche Stücke, schneide eine Trüffel in feine Scheiben, nehme etwa zwei Hände voll kalter gekochter Spargelköpfe dazu, mische alles mit den Schoten vorsichtig durch und mache den Salat mit reichlich frisch bereiteter eisgekühlter Mayonnaise an. Richte in einer Kristallschale an und garniere den Salat sternförmig mit (nicht zu wenig) in Viertel geschnittenen hartgekochten Eiern (evtl. auch Krebsschwänzen). Bis zum Servieren lasse man die Schüssel auf Eis stehen!

Im **Verlag für Kulturpolitik,** Berlin, erschien Mitte September in der einzigen autorisierten Übertragung ins Deutsche: Jean Jacques Brousson, Anatole France in Pantoffeln.

Die Photographie des **Natternkopfes** in Heft 8 ist, wie uns mitgeteilt wird, eine Aufnahme von **A. Renger-Patzsch,** Bad Harzburg.

Das auf Seite 763 des vorigen Heftes versehentlich als **Selbstbildnis Corinths** abgebildete Porträt ist eine Zeichnung **Rudolf Großmanns.**

ZÜNDAPP
DAS MOTORRAD FÜR JEDERMANN

*

In Bezug auf Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit allen weltberühmten Auslandsfabrikaten ebenbürtig!

*

Bei jeder Zuverlässigkeitsfahrt und bei jeder Wirtschaftlichkeitsprüfung, an der sich Zündapp beteiligte, war **Zündapp unumstrittener Sieger!**

*

Zündapp hält zwei Weltrekorde im sparsamen Benzinverbrauch!

*

ZÜNDAPP
G · m · b · H
NÜRNBERG

EINGEGANGENE BÜCHER*)

DUMAS, ALEXANDER: *Der Page des Herzogs von Savoyen.* Roman. 2 Bde. 2. Aufl. Stuttgart, Dieck & Co.

DUNGERT, MAX: *Köpfe.* (Zwanzig Karikaturen.) Berlin, Leon Hirsch.

DÜRR, LORENZ: *Ursprung und Ausbau der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung.* Berlin, Schwetschke & Sohn.

ERDMANN, KARL OTTO: *Die Kunst recht zu behalten.* Leipzig, H. Haessel.

FABRE-LUCE, ALFRED: *Der Sieg.* Deutsch von Lina Freuder. Frankfurt a. M., Frankf. Societäts-Druckerei.

FLIESS, WILHELM: *Zur Periodenlehre.* Jena, Eugen Diederichs.

FRAUEN DES MORGENLANDES: *Die schönsten Liebesgeschichten aus 1001 Nacht.* Stuttgart, Dieck & Co.

FRIEDRICH, JOHANNES: *Aus dem hethitischen Schrifttum.* 1. Heft. (*Der alte Orient.* Bd. 24. Heft 3.) Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchh.

GALSWORTHY, JOHN: *Der Patrizier.* Roman. Berlin, Paul Zsolnay.

GERSTER, MATTH., u. KONR. KÜMMEL: *Vatikan und Peterskirche.* Stuttgart, Montana-Verlag.

GERTNER, HERBERT: *Lehrbuch der Graphologie.* Celle, Niels Kampmann Verlag.

GESCHICHTE DES SPORTS ALLER VÖLKER UND ZEITEN. (Lief. 1.) Leipzig, E. A. Seemann.

*) Für die Auswahl der hier verzeichneten Bücher ist nicht immer deren Neuheit, sondern auch die Qualität maßgebend, wenn es sich um vergessene oder nicht genügend anerkannte Bücher handelt.

LEONHARD TIETZ AKT. GES. TIETZ KÖLN

DAS HAUS DER QUALITÄTSWAREN

FILIALEN IN: AACHEN · BARMEN · BONN · CASSEL · COBLENZ
CREFELD · DÜREN · DÜSSELDORF · ELBERFELD
ESCHWEILER · MAINZ · MAYEN · REMSCHEID · STRALSUND

GIESE, FRITZ: *Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung.* Mit 88 Abbild. München, Delphin-Verlag.

GRAFF, SIGMUND u. WALTER BORMANN: *Schwere Brocken. 1000 Worte Front-Deutsch.* Magdeburg, Stahlhelm-Verlag.

HADELN, DETLEF, FRH. VON: *Venezianische Zeichnungen des Quattrocento.* Berlin, Paul Cassirer.

HANSTEIN, OTFRIED VON: *Das Licht im Osten.* Roman. * *Die donnernden Wasser.* Roman. Dresden-Niedersedlitz, Münchmeyer.

HEBEL, J. P.: *Die Schwänke des Rheinländischen Hausfreundes.* Mit 32 Original-Lithographien von Dambacher. München, Dr. Franz A. Pfeiffer Verlag.

DIE HEILIGEN BÜCHER DES NORDENS. Darmstadt, Auriga-Verlag.

HEINE, HEINRICH: *Der lyrische Nachlaß.* Hamburg—Berlin, Hoffmann & Campe.

HEINRICH, KARL BORROMÄUS: *Menschen von Gottes Gnaden.* Erzählung. 2. Aufl. München, Dr. Franz A. Pfeiffer Verlag.

HENGSTENBERG, ERNST: *Gestalten und Probleme der rheinischen Dichtung der Gegenwart.* Hildesheim, Franz Borgmeyer.

HENNING, FRITZ: *Hieroglyphische Reihungen.* Darmstadt, Auriga-Verlag.

HILDENBRANDT, FRED: *Tageblätter. Gesammelte Aufsätze.* Erster Band 1923/1924. Berlin, Landsberg-Verlag.

HIRSCHFELD, MAGNUS: *Geschlechtskunde.* I—IV. Stuttgart, Julius Püttmann.

HOFFMANN, ADALBERT: *Die Wahrheit über Christian Günthers Leonore.* Breslau, Max Avenarius.

Der neue Roman

Claude Anet

Lydia Sergiejewna

Autorisierte Übertragung aus dem Französischen von Georg Schwarz. 350 Seiten. Ganzleinen ca. M 7.—

Wie in dem bekannten Buch „Ariane" steht auch in dem neuen Roman ein russisches Mädchen, Lydia, im Mittelpunkt der Ereignisse. Russin der guten Gesellschaft, alten Adels — wiederum eine vom Dichter in seiner bekannten Feinheit und Zartheit meisterhaft geschilderte Frauenseele. Wir finden sie in Petersburg inmitten der gewaltigen politischen Katastrophen der Jahre 1917—1919. Keinerlei Tendenzroman, vielmehr die unübertroffene Schilderung der tiefgreifenden Erlebnisse, denen die Kreise der Petersburger Gesellschaft ausgesetzt waren.

C. WELLER & Co., VERLAG · LEIPZIG

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

HOFMANNSTHAL, EMIL: *Naturgeschichte der Scheidung.* (Res publica I.) Wien, Logos-Verlag.

HOLITSCHER, ARTHUR: *Der Narrenbaedeker.* Aufzeichnungen aus Paris und London. Berlin, S. Fischer Verlag.

HOLLANDER, WALTHER VON: *Gegen Morgen.* Der Roman des Mörders Karl Rasta. Berlin, Elena Gottschalk.

HUECK, WALTER: *Die Philosophie des Sowohl-als-auch.* Darmstadt, Otto Reichl.

HUIDEKOPER, CHRISTIAN: *Die Sünden Don Alfonsos des Weisen.* Roman. München, Musarion-Verlag.

INDISCHE GEDICHTE AUS VIER JAHRTAUSENDEN. Deutsch von Otto von Glasenapp. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg.

JODL, FRIEDRICH: *Lehrbuch der Psychologie.* I, II. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.

JORDAN, EMIL L.: *Gerda-Mary.* Leipzig, E. Haberland.

KASSNER, RUDOLF: *Die Verwandlung. Physiognomische Studien.* Leipzig, Insel-Verlag.

KASSNER, RUDOLF: *Zahl und Gesicht.* Leipzig, Insel-Verlag.

KELETI, MARTIN: *Graue Vögel.* Roman. Deutsch von Stefan J. Klein. Leipzig-Plagw., Verlag „Die Wölfe".

KINDERMANN, RUDOLF: *Das Affenheer.* Roman. Breslau, Süd-Ost-Deutscher Verlag.

KLABUND: *Der Kavalier auf den Knien und andere Liebesgeschichten. Ein neuer Boccaccio.* Berlin-Zehlendorf, Rembrandt-Verlag.

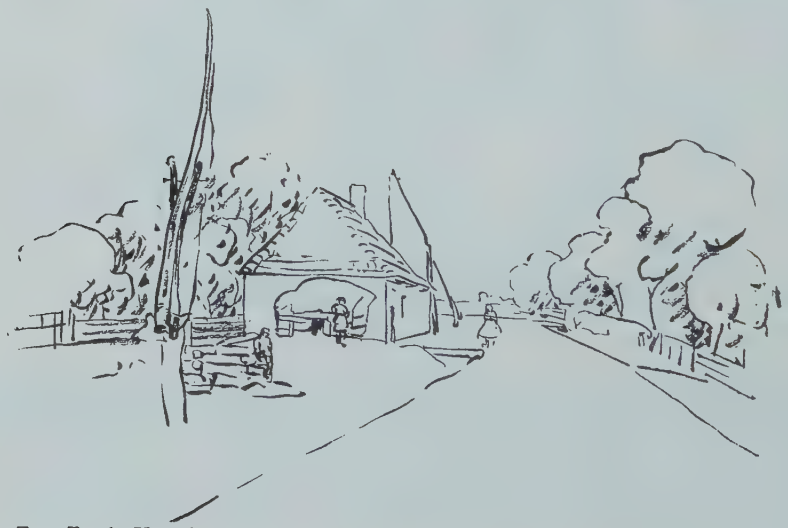
KOHLHAAS, MICHAEL: *Von Papst Urban dem Vierten bis zur Schallheimer Kathl.* München, Curt Pechstein.

KOEPPEL, ERNST: *Phantastische Blätter.* Ein Zyklus des Grausigen und Seltsamen. Breslau, Selbstverlag.

KRAFFT, ERNST: *Vom Kampfrekord zum Massensport.* Berlin, J. H. W. Dietz Nchf.

KRAMÁR, KAREL: *Die russische Krisis. Geschichte und Kritik des Bolschewismus.* Deutsch von A. Schebek. München, Duncker & Humblot.

KUHN, ALFRED: *Das alte Spanien. Landschaft. Geschichte. Kunst.* Berlin, Neufeld & Henius.



Erna Frank, Ungarisches Dorf

Rubalik

Fabrik Ruſſiſch-Baltiſcher Liköre A.-G.
BERLIN N 58 / SCHONHAUSER ALLEE 167

Wodka
Allaſch - Kümmel
Eckauer oo - Eiskümmel
Jagdkümmel
Pomeranzen Stockmannshof
Eispomeranzen
Kirſch Stockmannshof
Imperial Kirſch
Schwarzer Kräuter-Balſam
Blutorange und Goldorange
Stockmannshof

Unſere ſämtlichen Erzeugniſſe ſind nach welt-bekannten Ruſſiſch-Baltiſchen Original-Rezepten hergeſtellt.

Meisterlustspiele der Spanier

In freier deutscher Übertragung von Ludwig Fulda

*

Kleinode der Komödie aus der Glanzzeit der altspanischen Theaterdichtung. Sechs Lustspiele bietet Ludwig Fulda in wundervoll geschliffener Fassung. Neben Lope und Calderon, den allbekannten und gefeierten, finden wir auch Tirso und Alarcon, Rojas und Moreto mit entzückenden Schöpfungen vertreten. In der Einleitung entwirft Ludwig Fulda ein farbiges Bild von der Blütezeit der spanischen Lustspieldramatik

*

Zwei Bände. Mit zwei Bildnistafeln. In Leinen M 20.–

Der Propyläen-Verlag / Berlin

Palästina von heute!

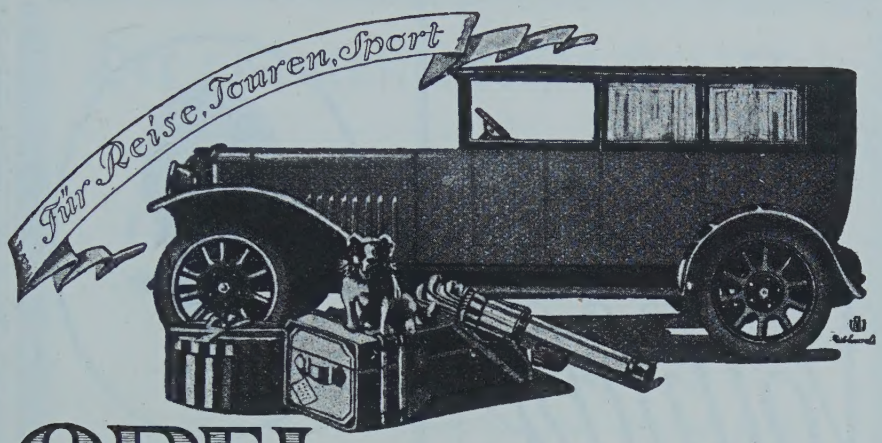
Der Kampf um das heilige Land

Von Wolfgang Weisl

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des neuwerdenden Palästina stellt der vielgereiste Verfasser aus genauster Kenntnis und mit geschulter Beobachtungsgabe dar, die dem Zuständlichen und Landschaftlichen ebenso gerecht werden wie dem Menschlichen. Zahlreiche photographische Aufnahmen unterstützen die Anschaulichkeit seiner aufschlußreichen Schilderungen.

Mit vielen Abbildungen / In Leinen M 10.–

Verlag Ullstein / Berlin



OPEL AUTOMOBILE

Elegant Zuverlässig

ADAM OPEL MOTORWAGENFABRIK • RÜSSELSHEIM A/M.

JEAN PAUL

I. P. F. RICHTER

Werke in 8 Bänden mit Titelkupfern von E. Smith
und einem Nachwort von R. A. Schröder

INHALT:

Band I u. II: *HESPERUS*, Band III: *SIEBENKÄS*,
Band IV u. V: *TITAN*, Band VI: *FLEGELJAHRE*,
Band VII u. VIII: *IDYLLEN und SATYREN*, *Börnes Denkrede und Nachwort*

Zwiebelfisch: Eine ganz allerliebste, überaus geschmackvolle, längst ersehnte Ausgabe in handlichen Bänden ...

DER JEAN PAUL UNSERER ZEIT!

Er aber steht geduldig an der Pforte des 20. Jahrhunderts und wartet lächelnd bis sein schleichend Volk ihm nachkomme.
Börne 1825

Die 8 Bände in sorgfältigster Ausstattung kosten:
brosch. M 52.–, geb. M 64.–, Halbled. M 88.–, Ganzled. M 480.–

MÜLLER & CO. VERLAG . POTSDAM

Die
Vossische
Zeitung
mit
ihrem Weltdienst

4,30 Mk.
monatlich

Bestellungen bei der
Post und beim Verlag
Berlin SW 68

DAS WERK
VON
ARNO HOLZ

Inhalt
der zehnbändigen Ausgabe:

Buch der Zeit / Dafnis / Blechschmiede (2 Bände) / Sozialaristokraten / Sonnenfinsternis Ignorabismus / Phantasus (3 Bände) Die neue Wortkunst

*

Sämtliche Texte vom Dichter neu durchgesehen und namentlich die drei Bände des Phantasus gänzlich neu durchgeformt

In Ganzleinen
gebunden 120 M

Alle Teile auch in Einzelausgaben erhältlich

J. H. W. DIETZ NACHF.
BERLIN SW 68, LINDENSTRASSE 3

Der phantasievollste Erzähler

GAUTIER
GESAMMELTE WERKE

In einer köstlichen Taschenausgabe / Illustriert von Karl M. Schultheiß

Jeder Band
kartoniert 4.50 M, Leinen 6.50 M, Leder 13.– M

Wer sich von der Unruhe unserer Tage befreien will, greife zu den Werken dieses Meisters. *Literatur.*

Virtuose, phantastische Dichtungen — Format, Druck, Einbände sind wahrhaft entzückend. *Hermann Hesse.*

AVALUN-VERLAG / HELLERAU BEI DRESDEN

DAS KLASSISCHE BUCH ÜBER ITALIEN

Soeben erschien:

FERDINAND GREGOROVIUS

WANDERJAHRE IN ITALIEN

Mit 60 Bildtafeln nach zeitgenössischen Stichen

Neue, vollständige und ergänzte Ausgabe. Herausgegeben von Fritz Schillmann. 1200 Seiten in Dünndruck. In einem Bande. In Ganzleinen 20 M. In Ganzpergament 30 M.

★

Das klassische Buch über Italien, das lange vergriffen war, in einem Bande. Vollständiger Text der bisherigen fünf Bände, ergänzt durch an anderer Stelle veröffentlichte und bisher so gut wie unbekannte Aufsätze. 60 Bildtafeln nach äußerst seltenen Stichen der Zeit.

Druck von Jakob Hegner in Hellerau

VERLAG VON WOLFGANG JESS / DRESDEN-A. 1

Beati Possidentes!

Sie kennen Coué. Kennen Sie auch BAUDOUIN, seinen Meisterschüler? Verblüffend, schier unglaublich sind die großartigen Erfolge, die der auch in Erziehungsfragen bahnbrechende Gelehrte auf dem Gebiete der Heilslehre aufzuweisen hat. Fern allen unwissenschaftlichen Praktiken lehrt er in den beiden alle Erwartungen übertreffenden Büchern „Suggestion und Autosuggestion" und „Die Macht in uns" erkennen, was not tut zu einem vollen persönlichen Leben und wendet sich für immer bewußt ab von all den lächerlichen Rezeptschriften amerikanischer Art zur Erlangung von Macht und Einfluß.

In dieselbe Kerbe haut ALLAN CECIL CARTER mit suggestiver Sprachgewalt und außerordentlicher Bildhaftigkeit der Darstellung in seinem packend geschriebenen Buch „Der Unfug des Krankseins", das uns praktische Möglichkeiten weist, den Unfugskrankheiten aus dem Wege zu gehen und Ihnen zum wirklichen Helfer wird.

Nicht weniger gut kennt die Menschen HERBERT N. CASSON, dessen eminent praktische Schrift „So sind Sie!" Ihnen eine sichere Richtschnur klugen Handelns bietet, in der er in lapidarem Stil einen der Besserung der Lage Aller geweihten, auf gesunder Grundlage der Vernunft ruhenden Erfolg verheißt.

Achtet auf Eure Träume und lernt sie deuten – mit diesem kategorischen Imperativ wendet sich an jeden Gebildeten und Vorwärtsstrebenden, an jeden Lehrer und Erzieher, vor allem aber an das schöne Geschlecht das spannende, bis zur letzten Seite lehrreiche, weil eine Fülle von Anregung gebende Buch „Traum und Schicksal" des sich mit Freud und Jung auseinandersetzenden Engländers RATCLIFF, der eine Fundgrube traumpsychologischen Materials aus Geschichte und Dichtung bietet und oft geäußerte Wünsche nach lichtvoller Aufklärung eines alle Welt bewegenden Problems erfüllt.

Die hier berührten Bücher sind interessant genug, daß Sie entweder in Ihrer Buchhandlung sie sich vorlegen lassen oder aufschlußreiche Prospekte darüber verlangen. Falls beim Buchhändler nicht erhältlich, wenden Sie sich an den SIBYLLEN-VERLAG IN DRESDEN.